

Beitrag zur Geschichte der öffent-  
lichen Meinung in Westfalen.

Von Dr. phil. Theophil Lampmann.

UNIVERSITÄT DÜSSELDORF  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

## Literaturangabe.

- Arndts, Gedanken über Krieg und Frieden. D. D. 1797.
- H. Becker, Die Anfänge der Tagespresse in Dortmund. Dortmunder Anzeiger 1869. Neu veröffentlicht von K. Rübel in den Beiträgen zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark Bd. XX 44 ff.
- Benzenberg, Ueber Provinzialverwaltung mit besonderer Rücksicht auf die vier Länder Jülich, Kleve, Berg und Mark. Hamm 1827.
- Berger, Der alte Harkort. Ein westfälisches Lebens- und Zeitbild. Leipzig 1891. (Zitiert Berger.)
- Berghaus, Deutschland seit hundert Jahren. Leipzig 1859—62.
- Berghaus, Wallfahrt durchs Leben. 9 Bde. Leipzig 1862. (Zitiert Berghaus.)
- Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn. 2 Bde. Paderborn 1820.
- Biedermann, Deutschlands politische, materielle und soziale Zustände im 18. Jahrhundert. Leipzig 1880.
- Böckenholt, Zur Geschichte der Königlich Preussischen Provinzialverwaltungsbehörde der ehemaligen Grafschaft Mark zu Hamm (Westfalen) Dissert. Münster 1911.
- Bodelschwingh, Freiherr von Vinde. Berlin 1853. (Zitiert Bodelschwingh.)
- Böhmer, Das Geheime Ratskollegium, die oberste Landesbehörde des Hochstifts Paderborn 1723—1802. Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte des Fürstbistums. In den Beiträgen für die Geschichte Niedersachsens und Westfalens, herausgegeben von Georg Erler (zitiert als Erlers Beitr.) 21. Heft.
- Brühl, Der Minister Freiherr von Fürstenberg und das Bistum Münster unter seiner Verwaltung. In der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde (von Westfalen) (zitiert W. Zt.) LXIII, I 167 ff.
- Darpe, Geschichte des Fürstentums Rheine-Wolbeck. W. Zt. XXXIII 43—141.
- d'Ester, Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813. In den Münsterischen Beiträgen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von J. Schwering. I. II. Heft. (Zitiert d'Ester.)
- Dide, Die Gesetzgebung und Verwaltung im Fürstentum Salm 1802—1810. In Erlers Beiträgen 33. Heft.
- Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte von 1778 bis 1806. 5 Bde. Hannover und Lemgo 1814—1819.
- Ehrhard, Die beiden letzten münsterischen Fürstenwahlen. In Ledeburs Allgemeinem Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staates XV.
- Engler, Die Verwaltung der Stadt Münster. In Erlers Beiträgen 2. Heft.
- Erhard, Geschichte Münsters. Münster 1835—37.
- Erler, Die Denkschrift des Reichsfreiherrn Clemens Maria von Kerkerink zur Borg über den Zustand des Fürstbistums Münster im Jahre 1780. W. Zt. LXIX.
- Erler, Zwei Quellen zur Geschichte Münsters im 18. Jahrhundert. W. Zt. LXII, I 155 ff.
- Ernesti, Franz von Fürstenbergs Leben und Schriften über Erziehung und Unterricht; sowie die Schulgesetzgebung im ehemaligen Fürstentum Münster. In: Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit. 14. Bd.

- Esch, Franz von Fürstenberg, Sein Leben und seine Schriften. Freiburg i. Br. 1891. In der Bibliothek der katholischen Pädagogik IV. Bd.
- Esser, Franz von Fürstenberg. Münster 1842.
- Essers, Zur Geschichte der Kurkölnischen Landtage im Zeitalter der französischen Revolution. In den Geschichtlichen Untersuchungen von Karl Lamprecht V 4.
- Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit 4 Bde. 18. Aufl. Leipzig 1891.
- Galland, Münstersche Zeit- und Lebensbilder. In den Historisch-Politischen Blättern 82. Band.
- v. Geismar, Die politische Litteratur der Deutschen im 18. Jahrhundert. Leipzig 1847.
- Goede, Das Großherzogtum Berg. Köln 1877.
- Goede-Ilgen, Das Königreich Westfalen. Sieben Jahre Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands. Düsseldorf 1888.
- Goethe, Kampagne in Frankreich 1792. In Goethes Werke. Herausgegeben von Karl Heinemann 15. Bd. Leipzig und Wien.
- Goethe, Dichtung und Wahrheit. Werke 12. Bd.
- van der Grinten, Beiträge zur Gewerbepolitik des letzten Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster Maximilian Franz 1784—1801. In Erlers Beiträgen 14. Heft.
- Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens am Ende des 18. Jahrhunderts. 2 Teile. Frankfurt a. M. 1802.
- Hardewig, Die Tätigkeit des Freiherrn Franz von Fürstenberg für die Schulen des Fürstbistums Münster. Münster. Dissert. Hildesheim 1912.
- Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes. Bonn 1908.
- Häußer, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. 4 Bde. Leipzig 1852.
- Hechelmann, Westfalen und die französische Emigration. W. Zt. XLVI, II 33 ff.
- Heidenreich, Das Armenwesen der Stadt Warburg bis zum 19. Jahrhundert. Mit Berücksichtigung der wichtigsten fürstbisch. paderb. Bettelordnungen. W. Zt. LXVIII, II 129 ff.
- Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. Stuttgart 1899.
- Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, 3 Teile, 5. Auflage. Braunschweig 1814.
- v. Hippel, Selbstbiographie. Gotha 1801.
- Höder, Die Großindustrie Rheinlands und Westfalens, ihre Geographie, Geschichte, Produktion und Statistik. Leipzig 1807.
- Höder, Rede zur frohen und dankbaren Zurückerinnerung an die Gegenwart Friedrich Wilhelms II. Gehalten in der evangelisch-lutherischen Kirche zu Altena, 8. Juli 1789. Hamm.
- v. Holzendorff, Wesen und Wert der öffentlichen Meinung. München 1879.
- Hüffer, Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution. Briefe des Kurkölnischen Geheimen Rats Johann Tillmann von Pelzer aus den Jahren 1795—98. Bonn 1873.
- Hülsmann, Geschichte der Verfassung der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen Regierung bis zum Ende der französischen Herrschaft 1802—13. W. Zt. LXIII, I 1 ff.
- Jakobi, Der Steinkohlenbergbau in den Grafschaften Tecklenburg und Bingen im ersten Jahrhundert preußischer Herrschaft. Dissert. Münster 1909.
- Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geist der Kirche. Freiburg i. Br. 1902.

- Rappen, Erinnerungen aus alter und neuer Zeit von einem alten Münsteraner. Münster 1880.
- Raterkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von Gallizin, geb. Gräfin von Schmettau. Münster 1828.
- Rlessing, Beiträge zur Geschichte der Eigenbehörigkeit im Hochstift Münster während des 18. Jahrhunderts. Erlers Beiträge, 8. Heft.
- Kraanpanger, Die Organisation der preussischen Justiz und Verwaltung im Fürstentum Paderborn 1802—06. Münst. Dissert. Paderborn 1904.
- Krabbe, Leben Bernhards Overbergs. Münster 1852.
- Lamprecht, Deutsche Geschichte 9. Bd. Berlin 1907.
- Lehmann, Freiherr vom Stein. 3 Bde. Leipzig 1902.
- Lepping, Mitteilungen aus einer kurzgefaßten Chronik der Jahre 1794—1832. Münster 1883.
- Lichthardt, Studien zur Entwicklung der Erbentage und der Amtsverfassung in Kleve-Mark. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstverwaltung. Münst. Dissert. Witten 1910.
- E. v. Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig 1907 und 08.
- Meincke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung. Bielefeld und Leipzig 1906.
- Meister, Das Herzogtum Westfalen in der letzten Zeit der Kurfürstlichen Herrschaft. W. Zt. LXIV, II 1 ff, LXV 211 ff.
- Meister, Die Grafschaft Mark. Festschrift zum Gedächtnis der dreihundertjährigen Vereinigung mit Brandenburg-Preußen. Dortmund 1909.
- Meister, Zum westfälischen Berg- und Hüttenwesen in der französischen Zeit. W. Zt. LXVI, I 163 ff.
- Marr, Aus einem westfälischen Kleinstaate. In den Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen. Jahrgang 1909.
- Mayer zu Stieghorst, Die Verhandlungen der Landstände des Fürstbistums Münster z. Z. der französischen Revolution. 1789—1802. Münst. Dissert. Hildesheim 1911.
- Möser, Patriotische Phantasien, 3 Teile. Herausgegeben von seiner Tochter. Berlin 1778.
- Naarmann, Die Reform des Volksschulwesens im Herzogtum Westfalen. W. Zt. LXI, II 1 ff.
- Ohde, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Unterbehörden des Erb- fürstentums Münster mit Ausschluß der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen bis zum Ende der französischen Herrschaft. Münst. Dissert. Hildesheim 1910.
- Olfers, Beiträge zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Ober- stiftes Münster. Münster 1848.
- Onken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungs- kriege. 2 Bde. Berlin 1882.
- Perthes, Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der fran- zösischen Herrschaft. 2 Bde. Goethe 1862.
- Perthes, Friedrich Perthes Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mit- teilungen aufgezeichnet. 2 Bde. Gotha 1855. (Zitiert Perthes Leben.)
- Perz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1849—55.
- Philippi, 100 Jahre preussischer Herrschaft im Münsterland. Münster 1904.
- Philippson, Geschichte des Preussischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. 2 Bde. Leipzig 1882.
- Pieper, Die alte Universität Münster 1773—1818. Münster 1912.
- Probst, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts. Münst. Dissert. Barmen 1912.

- L. v. Ranke, Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813. 2 Aufl. 3 Bde. Leipzig 1879.
- L. v. Ranke, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Berlin 1834—36.
- Rafmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Neue Folge 1881.
- Rathje, Die Behördenorganisation im kurkölnischen Herzogtum Westfalen. Dissert. Heidelberg 1905.
- Redlich, Napoleon I. und die Industrie des Großherzogtums Berg. In den Beiträgen zur Geschichte des Niederrheins, 17. Bd.
- Renning, Geschichte des Postwesens im Fürstbistum Münster. Erlers Beiträge, 20. Heft.
- Richter, Geschichte der Stadt Paderborn. Paderborn 1899.
- Richter, Der Uebergang des Hochstifts Paderborn an Preußen. W. Zt. Bd. 62 II 163 ff, 63 II 1 ff, 64 II 1 ff.
- Rosenkranz, Beiträge zur Geschichte des Landes Rietberg und seiner Grafen. W. Zt. XIV 92 ff.
- Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches. Oldenburg und Leipzig 1900—1902
- Sauer, Das Theater zu Münster zur Zeit der letzten Fürstbischöfe. In Müllers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte N. F. 2.
- Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 11. Aufl. Berlin 1908.
- N. A. Schlüter, Mitteilungen aus dem Leben Johann Christoph Schlüters. Münster 1845.
- Schröder, Jahrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig 1907.
- Schüding, Die Fürstentümer Münster und Osnabrück unter französischer Herrschaft. Münster 1904.
- Schwering, Das Theater in Münster. Im Münst. Anzeiger. Jahrgang 1907. Nr. 89, 108, 125.
- Snethlage, Ueber die Umschaffung lateinischer Schulen in Realschulen. Hamm 1800.
- Spannagel, Minden und Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft von 1684—1719. Hannover und Leipzig 1894.
- Stoeker, Die Wahl Maximilian Friedrichs von Königsegg-Rottenfels zum Erzbischof von Köln und Bischof von Münster 1761/62. Münst. Dissert. Hildesheim 1910.
- Stoffers, Das Hochstift Paderborn zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. W. Zt. LXIX, II 1 ff, LXX, II 68 ff.
- S. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. 5 Bde. Düsseldorf 1853.
- Taine, Das vorrevolutionäre Frankreich. Uebersetzt von L. Katscher. Leipzig 1877.
- Thoma, Westfalens Anteil an der Dichtung der Befreiungskriege. Dissert. Münster 1909.
- W. v. Unger, Blücher. 2 Bde. Berlin 1907.
- Upmeyer, Die Minden-Ravensbergische Eigentumsordnung von 1741. Erlers Beiträge 5. Heft.
- Varnhagen, Biographische Denkmale. Berlin 1825/26.
- Venhofen, Anton Matthias Sprickmann als Mensch und Dichter 1749—1781. Ein Beitrag zur westfälischen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Münster 1910.
- Weddigen, Historische, geographische, statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg. 2 Bändchen. Leipzig 1798.

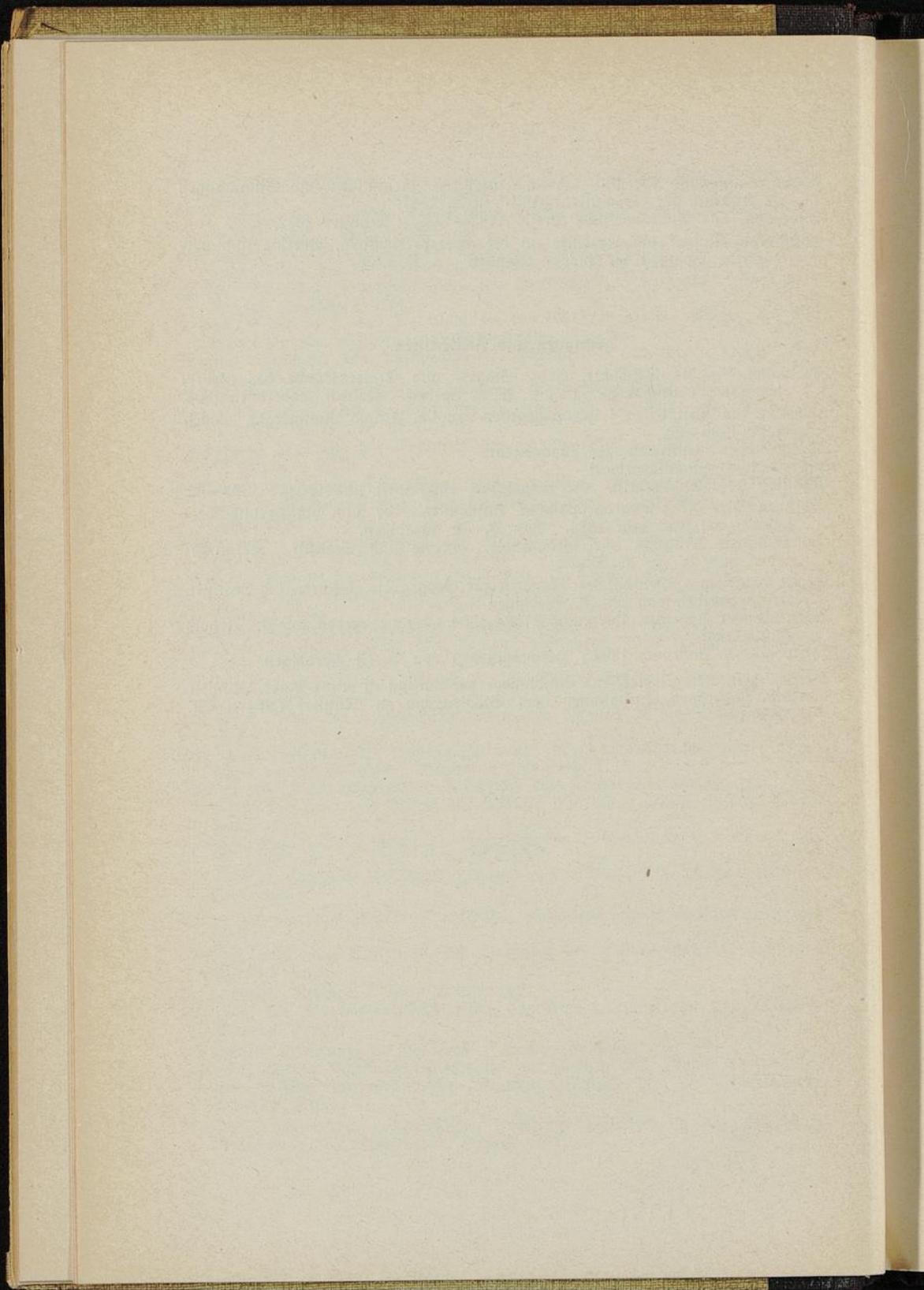
- Wenck, Deutschland vor 100 Jahren. Politische Meinungen und Stimmungen bei Anbruch der Revolutionszeit. Leipzig 1887.  
Widmann, Die Aschendorffsche Presse 1762—1912. Münster 1912.  
Zumbroich, Aufruf um Nothülfe an die Hofesherrschaften, Beerbte und vermögende Einsassen der Pfarrei Menden. o. D. 1798.

---

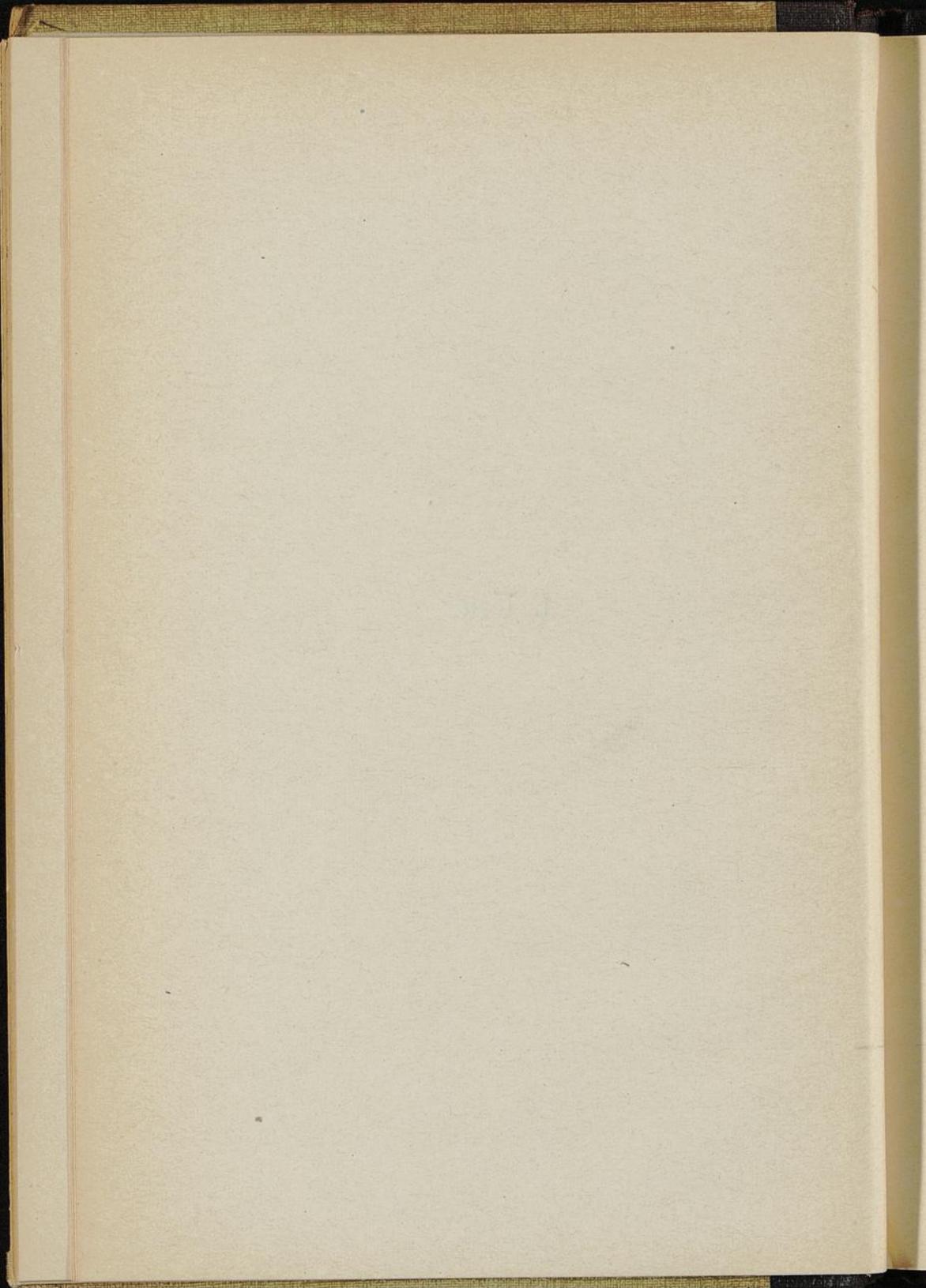
### Zeitungen und Zeitschriften.

- Bibliothek für die Geschichte, Erd-, Staats- und Erwerbskunde des nieder-rheinischen Deutschlands. Von D. A. C. Borhed. Köln u. Paderborn 1801.  
Magazin für Westphalen. Herausgegeben von Dr. Arnold Mallinkrodt. Dortmund 1796—99.  
Münsterisches Gemeinnütziges Wochenblatt.  
Münsterisches Intelligenzblatt.  
Münsterische Monatschrift. Herausgegeben von Korff und Gerz. 1785—86.  
Westphälischer historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1804. Von P. Fl. Weddigen.  
Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik. Herausgegeben von P. Fl. Weddigen.  
Neues fortgesetztes Westfälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik. Herausgegeben von P. Fl. Weddigen.  
Westphälischer Anzeiger, Dortmund 1798—1804. Herausgegeben von Dr. Arnold Mallinkrodt.  
Westphälisches Jahrbuch 1804. Herausgegeben von P. Fl. Weddigen.  
Die benutzten Akten, betreffend Landtagsverhandlungen in Kleve-Mark, Münster und Paderborn, entstammen dem Staatsarchiv zu Münster (zitiert: St. A. M.)





I. Teil.



## Einleitung.

### Begriff und Wesen der öffentlichen Meinung.

Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Westfalen geben. Es fragt sich dabei zunächst, was das Wesen der öffentlichen Meinung ist, worin ihre Bedeutung besteht. Der Schweizer Rechtslehrer Bluntschli meinte, sie sei die Meinung „vornehmlich der großen Mittelklasse“. „Ihr Wert“, sagte er, „beruht auf dem Gemeinbewußtsein der Völker. Es ist gut, daß diese ein sittliches Urteil und eine verständige Meinung sich bilden können, über das Gerechte und Ungerechte, über das, was der Gemeinschaft nötig und nützlich und was ihr verderblich und schädlich ist. . . . Sie entsteht aus unzähligen Eindrücken und Wahrnehmungen und äußert sich in den mannigfaltigsten Formen, in der freien Rede, in der Familie, im Salon und im Wirtshaus, in Versammlungen aller Art und vor allem in der Volksvertretung . . . Sie ist eine öffentliche Macht, aber keine öffentliche Gewalt“<sup>1)</sup>.

Es ist nun klar, daß so, wie Bluntschli es hier darstellt, eine öffentliche Meinung sich erst im 19. Jahrhundert geltend zu machen vermochte, seit in der Mehrheit der Kulturstaaten Preß- und Versammlungsfreiheit sich durchgesetzt haben, seitdem die Völker in Parlamenten, die aus den Wahlen gleichberechtigter Staatsbürger hervorgegangen sind, an ihren Geschicken selbsttätigen Anteil nehmen. Die geschichtliche Entwicklung hat dahin geführt, daß sich heute die Begriffe von Volk und Staat fast decken. Ehedem führten die Könige Krieg, heute die Völker. Was wir in unserer Zeit öffentliche Meinung nennen, hat es vor dem 19. Jahrhundert in dieser Weise nie gegeben. Die Grundlagen zu diesem Zustande hat das 18. Jahrhundert geschaffen. Vorher gab es überhaupt keine öffentliche Meinung in unserem Sinne, die in der Masse des Volkes hätte Wurzel fassen können. Das Volk war ja gespalten in Klassen und Stände, die durch mannigfache Privilegien und Vorrechte von einander getrennt waren, die teils unterdrückt ein politisch bedeutungsloses Dasein lebten, teils in heftigster Befehdung um die Vorherrschaft begriffen waren.

<sup>1)</sup> Holzendorff, Wesen und Wert der öffentlichen Meinung. 2. Aufl. München 1880, Seite 2 ff.

Sie mußten notwendig die verschiedensten Interessen haben. Eine öffentliche Meinung bestand nur insofern, als in dem jeweilig herrschenden Stande gewisse Ideen wirksam waren, die dann auf den Gang der Geschichte Einfluß gewannen. So waren es die kirchlichen Ideen der Zeit, die im Mittelalter in dem Kampfe zwischen Papsttum und Kaisertum den deutschen Königen und dem Reiche verhängnisvoll wurden. In besonders erregten Zeiten geschah es schon damals, daß auch einmal die Massen von einem alles beherrschenden Gedanken mit fortgerissen wurden, wie er in der Bewegung der Kreuzzüge hervortrat, wie er dann einige Jahrhunderte später mit dem Auftreten Luthers das deutsche Volk ergriff. Ähnliche Momente bildeten in neuerer Zeit die Befreiungskriege, die Bewegung des Jahres 1848, der deutsch-französische Krieg 1870/71. In solchen Augenblicken schwinden die Gegensätze der Parteien gegenüber dem einen Gedanken, der alle beherrscht. Sie sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern eingetreten und haben in gleicher Weise gewirkt, wenn es galt, die höchsten Güter eines Volkes, seine Nationalität, Religion, Freiheit zu schützen und zu erhalten.

Wäre die Einheitlichkeit eine notwendige Eigenschaft der öffentlichen Meinung, so müßte man aus dem Gesagten die Folgerung ziehen, daß sie in normalen Zeiten überhaupt nicht vorhanden sei. Denn auch gegenwärtig gibt es in Deutschland keine öffentliche Meinung als Ausdruck der Anschauungen des überwiegend größten Teiles seiner Bewohner. Was als solche angesprochen wird, ist in der Regel die Meinung bestimmter Parteien und ihrer Presse, einzelner Berufsstände und Bevölkerungsklassen, oder besonderer, partikularistisch gesinnter Territorien. Dabei ist der Mißbrauch entstanden, daß jede Partei zur Förderung ihrer Zwecke ihre besondere Meinung als die Gesinnung aller, oder wenigstens der Mehrheit des Volkes hinzustellen pflegt.

Aber was ist denn überhaupt öffentliche Meinung, und inwiefern kann man in unserer Zeit von ihr als von einem schwerwiegenden Faktor im Leben der Staaten sprechen? Die öffentliche Meinung ist ein Erzeugnis der neuesten Zeit, hervorgegangen aus der Demokratisierung der europäischen Völker, und dieser Begriff kann weiter nichts besagen, als daß ein Volk in seiner Gesamtheit, d. h. in all seinen Klassen und Parteien, nicht nur in einem einzelnen Stande, an allen Dingen, die irgendwelche öffentliche Interessen berühren, beständigen, fortwährend öffentlich zum Ausdruck gebrachten, Anteil nimmt, sodaß eine unablässige Diskussion stattfindet. Die öffentliche Meinung ist für unsere Zeiten dasselbe, was die Volksversammlungen für die Republiken des Altertums waren. Parlamente sind nur ihr verkleinertes Abbild.

Daraus folgt weiter, daß die öffentliche Meinung nur selten einen einheitlichen Charakter tragen kann, denn innerhalb eines Volksganzen

stehen doch zahlreiche Gegensätze, sozialer, wirtschaftlicher, religiöser Natur, im Kampfe miteinander. Eine Untersuchung über Entstehung und Entwicklung der öffentlichen Meinung in einem Lande wird also zum Ergebnis die Ausbildung gewisser Parteien nachweisen müssen.

In der Periode, die wir zum Gegenstande der Darstellung gewählt haben, dem Zeitalter der französischen Revolution und des Kaiserreichs, in dieser Periode ist die öffentliche Meinung in Deutschland noch etwas werdendes. Die Masse des Volkes hat noch kein politisches Bewußtsein. Die Gebildeten sind durch die Scheidewände ständischer Unterschiede getrennt. Ein großer Teil von ihnen will von Staat und Politik überhaupt nichts wissen, er geht in litterarischen und künstlerischen Interessen auf. „Ich selbst und mein engerer Kreis“, erzählte Goethe später<sup>2)</sup>, „besaßen uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu tun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.“

Parlamente und Volksversammlungen gibt es noch nicht. Zeitungen, Zeitschriften, Flugschriften sind damals das einzige Organ, das die öffentliche Meinung besitzt, Maßnahmen der Regierenden einer Kritik zu unterziehen. Sie tun dies freilich nur in beschränktem Maße.

Das 18. Jahrhundert, das Zeitalter der Aufklärung, brachte das Wesen der periodisch erscheinenden Blätter zur vollen Entwicklung. In dem Verlangen, das Volk aus alten Fesseln zu lösen, die Kultur zu heben, mußte man eben einen dauernden Einfluß auf weitere Kreise auszuüben suchen. Man wollte „Aufklärung bis in die niedrigste Hütte verbreiten“, wie sich ein westfälisches Blatt ausdrückte<sup>3)</sup>.

So entstanden zunächst die unter englischem Einfluß stehenden „moralischen Wochenschriften“, die aber gegen das Ende des Jahrhunderts hin wieder verschwanden. Etwas jünger sind die „Gelehrten und schöngeistigen Zeitschriften“. Dazu kamen die Intelligenzblätter, die hauptsächlich zur raschen Bekanntmachung öffentlicher Erlasse und privater Anzeigen gegründet wurden<sup>4)</sup>, dann seit Beginn der französischen Revolution und der großen Kriegsperiode in steigendem Maße auch die eigentlichen politischen Zeitungen. Gerade diese letzteren hatten einen besonders schweren Stand, da sie am stärksten von der Strenge der Zensur bedroht waren. Sie sind denn auch unter Napoleonischem Regiment verkümmert und zumeist gänzlich eingegangen, bis die Befreiung von der Fremdherrschaft sie zu neuem Leben rief<sup>5)</sup>.

<sup>2)</sup> In Dichtung und Wahrheit; Werke XIII 284.

<sup>3)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1798, Seite 91.

<sup>4)</sup> So enthält das „Münstersche Intelligenzblatt“ stets nur die drei folgenden Rubriken: 1. Publicanda, 2. Ediktalladungen, 3. Vermischte Nachrichten, d. h. Annoncen, Lotterianzeigen und ähnliches.

<sup>5)</sup> C. d'Estér, Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1815. In: Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Schwering I. und II. Heft.

### Westfalen in Mittelalter und Neuzeit.

Westfalen, ursprünglich der westliche Teil des alten Herzogtums Sachsen, war im späteren Mittelalter kein fest umrissener Begriff mehr. In den folgenden Zeiten, seit Ausbildung der Kreiseinteilung des Reiches, faßte man dann unter dem Namen Westfalen alle rechtsrheinischen Gebiete des niederrheinisch-westfälischen Kreises zusammen. So zählte Justus Gruner<sup>6)</sup>, in seiner „Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens“ am Ausgange des 18. Jahrhunderts, zu Westfalen die Bistümer Münster, Paderborn und Osnabrück, das kurkölnische Herzogtum Westfalen, Kleve-Mark und Berg, Minden und Ravensberg, weiter hinaus die beiden Lippe, die hannoversche Grafschaft Hoya, Bremen, Oldenburg und Ostfriesland. Im 19. Jahrhundert hat man sich dagegen gewöhnt, bei dem Worte Westfalen nur an die preussische Provinz dieses Namens zu denken, die, im Jahre 1815 geschaffen, einen großen Teil jener Lande außerhalb ihrer Grenzen ließ. Aber schon im 18. Jahrhundert hatten jene nördlichen Territorien, wie Hoya, Oldenburg, Ostfriesland wenig Beziehungen zu dem übrigen Westfalen. Sie waren weit enger mit dem niedersächsischen Kreise verknüpft<sup>7)</sup>. Es soll sich daher diese Arbeit im allgemeinen auf die zur heutigen Provinz Westfalen gehörigen Gebiete beschränken, nämlich das Oberstift Münster<sup>8)</sup>, das Bistum Paderborn, das Herzogtum Westfalen, Mark, Ravensberg und Minden. Unter Umständen werden auch die Verhältnisse in Kleve und Berg, die beide wirtschaftlich eng mit der Grafschaft Mark zusammenhingen, zu berücksichtigen sein.

Das westfälische Volk selbst war politisch und religiös gespalten, und diese Gegensätze hatten sich allmählich immer mehr verschärft. Die preussischen Beamten, die 1802 von Kleve nach Münster versetzt wurden, fühlten sich hier gleichsam in einer fremden Welt. Die Abneigung des katholischen Volks gegen die Preußen, die Ketzer, war die denkbar größte<sup>9)</sup>.

<sup>6)</sup> Justus Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. 2 Teile, Frankfurt a. M. 1802.

<sup>7)</sup> In einem Briefe des Oldenburgers Gerhard Anton von Halem aus dem Jahre 1801 hieß es: „So hat Oldenburg ziemlichen Verkehr mit Ostfriesland, Jeveland und . . . Bremen, überhaupt mit Niederachsen. Das übrige Westfalen, sogar das unmittelbar angrenzende Münsterland, ist uns so fremd wie Schwaben.“ Siehe Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1802, Seite 1027.

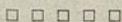
<sup>8)</sup> Das Niederstift, nur durch einen schmalen Streifen Landes zwischen den Grafschaften Bentheim und Lingen mit dem Oberstift zusammenhängend, gehört heute teils als Standesherrschaft der Herzöge von Arenberg zur Provinz Hannover, teils zu Oldenburg. Bedeutendere Städte, die eine größere Rolle hätten spielen können, gibt es hier nicht.

<sup>9)</sup> (Berghaus), Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsendsechziger. Leipzig 1862, I 112 ff.

Bei den wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Verschiedenheiten der westfälischen Territorien konnte natürlich von Einheitlichkeit des Empfindens und der Gefinnung keine Rede sein. Die geistlichen Staaten suchten vielfach durch die Verbindung mit mächtigen katholischen Häusern ihr Bestehen zu sichern. Die Sympathien neigten hier zu Oesterreich und dem Kaiser, auf deren Seite diese Staaten den großen Kampf gegen die protestantischen Mächte Preußen und England ausgefochten hatten. In den preußischen Teilen herrschte dagegen die treueste Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern und ein starkes, selbstbewusstes Preußentum. Deutsches Nationalgefühl trat noch sehr wenig hervor. Zumal das alte heilige römische Reich deutscher Nation war kaum noch irgendwo im Stande, Begeisterung für seine Erhaltung wachzurufen.

Was damals die Gebildeten einigte, welchem Staate, oder welcher Konfession sie auch angehören mochten, das waren die Ideen der Aufklärung. Das weltbürgerliche Wesen der Zeit war nur zu geneigt, nationale und religiöse Momente gering einzuschätzen. Eifrig beschäftigte man sich dagegen mit ökonomischen Fragen und suchte das Verständnis dafür auch bei dem kleinen Manne im Volke wachzurufen. Aufmerksam geworden auf den Tiefstand der Volksbildung verlangte man immer entschiedener nach Verbesserung der Volksschule. Energisch nahm man den Kampf auf gegen „Aberglauben“, „Vorurteile“ aller Art, der Beschäftigung mit großen politischen Fragen war man abgeneigt. Sie führte auch zu nichts bei der Bevormundung des Volkes durch die Regierungen, bei der Art und Weise, wie die große Politik im Innern der Kabinette gemacht wurde, in dem der „Untertan“ von jeder Anteilnahme an ihr ausgeschlossen war<sup>10)</sup>.

Es erscheint uns notwendig, zunächst ein Bild von der damaligen wirtschaftlichen und innerpolitischen Lage Westfalens, von den geistigen Interessen seiner Bewohner zu geben.



<sup>10)</sup> „Eins, schrieb Joh. von Müller im Jahre 1788, bleibe jedem Biedermann: gewissenhaft in seinem Kreise zu wirken . . . „wen der Geist Gottes treibt, öffentlich für die Rechte der Menschheit zu reden, der streue den Samen vernünftiger Freiheit aus, unbesorgt, ob er die Frucht davon erlebe. Montesquieu hat mehr gewirkt, als Fürstenunionen!“ Siehe: Wendt, Deutschland vor hundert Jahren, 191 ff.

# Westfälische Zustände in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

## 1. Kapitel.

### Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse.

Westfalen, heute durch seine Industrie weltbekannt, dicht bevölkert, durch Straßen, Eisenbahnen und Kanäle nach allen Seiten hin dem Handel und Verkehr erschlossen, war am Ende des 18. Jahrhunderts ein Land, das, abseits liegend, wenig zugänglich und mäßig bevölkert, sich in der Hauptsache von Ackerbau und Viehzucht ernährte. Münster, damals die größte Stadt Westfalens, zählte doch nur 12—13 000 Einwohner. In einem großen Abstand kamen dann erst Dortmund, Soest, Paderborn, Iserlohn, Bielefeld, Minden mit 4—5000 Bewohnern. Die große Mehrzahl der Städte hatte eine noch geringere Bevölkerung<sup>11)</sup>.

Die Wege des Landes waren grenzenlos vernachlässigt<sup>12)</sup>. Mancher zog es vor, seine Reisen zu Fuß zu machen, ehe er sich der Tortur einer Wagenfahrt aussetzte<sup>13)</sup>. Aber weder die Regierungen noch die Bevölkerung hätte eine Aenderung hierin gern gesehen. Die Notwendigkeit, Vorspann leisten zu müssen, die Ausbesserung zerbrochener Räder, der verlängerte Aufenthalt der Durchreisenden verschaffte einen kleinen, aber sicheren Gewinn, den man nicht gegen etwaigen, noch ungewissen größeren aufgeben wollte. Und dann, wenn man gute Straßen hatte, mußte das nicht in jedem zukünftigen Kriege die kämpfenden Truppen geradezu herbeilocken<sup>14)</sup>? Selbst Friedrich der Große dachte zuweilen so<sup>15)</sup>, und der münstersche Minister Franz von Fürstenberg betrachtete die Unergründlichkeit der Landstraßen geradezu als das beste Verteidigungsmittel des münsterschen Staates<sup>16)</sup>.

<sup>11)</sup> Vgl. Gruner II 484. — Berger, Der alte Harfort, Leipzig 1891, Seite 67 ff. — Max Lehmann, Freiherr vom Stein, Leipzig 1902, I 273.

<sup>12)</sup> Berghaus, I 201 ff.

<sup>13)</sup> Bodelschwingh, Freiherr von Vinde, 263. — Berghaus, II 201 ff. — Renjing, Geschichte des Postwesens im Fürstbistum Münster. Erlers Beiträge, 20. Heft, 69 ff.

<sup>14)</sup> Berger a. a. O. 60.

<sup>15)</sup> Esser, Franz von Fürstenberg, Münster 1842, Seite 54.

<sup>16)</sup> Lehmann a. a. O., I 112.

Man empfand aber auch kaum ein großes Bedürfnis nach einer Erleichterung des Handelsverkehrs, wie sie durch gute Straßen eintreten mußte. Denn man hatte fast keinen Handel. Im Münsterlande, schrieb der Freiherr von Kerkerink-Borg<sup>17)</sup>, sei dieser noch so in den Rinderschuhen, daß es kaum der Mühe wert sei, das münsterische Kommerzkollegium mit diesem Namen zu nennen, und über die Städte des Paderborner Landes urteilte der Freiherr von Vincke, daß in ihnen „jede Idee von Handel und Spekulationsgeist“ vermischt werde<sup>18)</sup>. Soweit in diesen Gebieten überhaupt von Handel die Rede sein konnte, beschränkte er sich auf die Einfuhr von Kolonialwaren, wie Kaffee und Zucker, von Wein, ausländischen Tuchen und französischen Modeartikeln, z. B. Puder. Ausgeführt wurde nur Leinwand<sup>19)</sup>. Diese Handel treibenden Bürger, meinte Kerkerink-Borg, seien im Münsterlande „im Grunde nur Faktoren der Holländer und Frankfurter“, dabei aber recht gemächlich, ohne große Anstrengungen, zu Wohlstand gekommen<sup>20)</sup>.

Gewerbe und Handwerk waren durch das Zunftwesen gefesselt und an die Städte gebunden. Man arbeitete nur für den täglichen Bedarf, allenfalls konnte man seine Erzeugnisse noch auf den Jahrmärkten der Umgegend absetzen<sup>21)</sup>.

Überall aber, in kleinen und großen Städten, trieb der Bürger neben seiner bürgerlichen Hantierung noch mehr oder weniger stark Landwirtschaft und selbst Viehzucht<sup>22)</sup>. Wo vor den verfallenden Ringmauern ehemals die Gräben lagen, reihten sich jetzt die Gemüsegärten der Bürger aneinander, in denen man alles zog, was die wechselnden Jahreszeiten hervorbrachten<sup>23)</sup>. Selbst die Armeren hatten wenigstens ihr Schwein im Stalle, die Wohlhabenden besaßen Felder und Vieh in nicht viel geringerem Maße wie Bauern. Selbst in Münster, das allein nach heutigen Begriffen den Namen einer Stadt verdienen würde, war das nicht

<sup>17)</sup> Die Denkschrift des Reichsfreiherrn Clemens August Maria v. Kerkerink zur Borg über den Zustand des Fürstbistums Münster im Jahre 1780. Mitgeteilt von Georg Erler in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde, LXIX 449.

<sup>18)</sup> Bodelschwingh, Freiherr von Vincke, 257.

<sup>19)</sup> Philippi, Hundert Jahre preussischer Herrschaft im Münsterlande, 34.

<sup>20)</sup> Denkschrift: W. 3t. LXIX 412.

<sup>21)</sup> van der Grinten, Beiträge zur Gewerbepolitik des letzten Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster Maximilian Franz. In Erlers Beiträgen, 14. Heft 3 ff. 50 ff.

<sup>22)</sup> Für die Städte im Bistum Paderborn bemerkt der Freiherr von Vincke: „Daß die städtischen Bewohner ausschließlich von Ackerbau leben“, für das Münsterland, daß „z. T. der Ackerbau ihre (der Städte) vorzüglichste Nahrung“ sei. Siehe Bodelschwingh 256, 259.

<sup>23)</sup> Mémoires de l' Abbé Baston, Chanoine de Rouen Publiés pour la société d' histoire contemporaine. Paris 1897. II 211. — Vgl. noch Superk' Aufsatz über „Münster im Siebenjährigen Kriege“ im Münst. Anzeiger 1912 Nr. 654.

anders<sup>24</sup>). Die Stadt genoß zwar den Vorteil der beständigen Anwesenheit des Domkapitels. Im Winter lebte hier der Adel des Landes auf seinen Höfen, es befanden sich hier die Hauptgerichte und ersten Unterrichtsanstalten des Staates. Trotzdem muß die Stadt zu jener Zeit ein recht ländliches Gepräge gehabt haben, hatte sie doch diesen Charakter fast ein Jahrhundert später noch nicht völlig verloren. Was der Hauptstadt des größten Hochstifts des Reiches vor allem fehlte, war ein fürstlicher Hofstaat. Der Bischof, der im 18. Jahrhundert stets auch Kurfürst von Köln war, hielt sich immer nur vorübergehend im Münsterlande auf. Er zog das Leben in seiner schönen rheinischen Hauptstadt Bonn vor. Daran änderte selbst die Erbauung des Residenzschlosses zu Münster nichts<sup>25</sup>). Es gab überhaupt in ganz Westfalen keine ständige fürstliche Residenz. Auch die Bischöfe von Paderborn waren selten auf ihrem Schlosse zu Neuhaus zu treffen. Hildesheim war ihnen lieber. All der gesteigerte Verkehr, das Herbeiströmen fremder Reisender, die sich gern durch einen glänzenden Hofhalt anziehen ließen, die fürstlichen Aufträge, die den kleineren Bürgern reicheren Gewinn verschafften, entging so den Westfalen. Rings umher in den Nachbarlandschaften reihte sich eine Residenzstadt an die andere. Vier kurfürstliche Höfe traf der Reisende, der den Rhein hinaufzog, Düsseldorf, Bonn, Koblenz, Mainz. Dann mochte er sich über Darmstadt nach Kassel wenden, weiter Hildesheim, Hannover, Bremen und Oldenburg besuchen. Westfalen lag abseits von seinem Wege. Hier gab es keine Theater, keine Kunstsammlungen, auch keine großen reichen Handelsstädte. Das einst berühmte Soest war eine Ackerstadt wie andere<sup>26</sup>). „Dortmund“, schrieb ein westfälischer Publizist geradezu, „ist ein großes Dorf mit Mauern, eine Stunde im Umkreis, worin alle Bürger Ackerleute sind“<sup>27</sup>).

Es ließ sich aber doch nicht verkennen, daß es gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hin mit der Entwicklung der Städte wieder aufwärts ging. Besonders in den preußischen Provinzen, Kleve-Mark und Ravensberg-Minden, hatten sich Wohlstand und Bildung, gefördert durch die lange Friedenszeit, die dem Siebenjährigen Kriege folgte, überall verbreitet, innere und äußere Kultur sich gleichzeitig gehoben. Man fing an, seine Straßen neu zu pflastern oder wenigstens auszubessern. Die Bürger von Schwerte waren sehr stolz darauf, daß sie bei der Befestigung ihrer Straßen auch für einen gesonderten Bürgersteig gesorgt hatten. Der Wanderer, hören wir, der früher durch dieses Städtchen reiste und dabei „bald in Sümpfen, bald im Rote festsaß“, sei nun auf das ange-

<sup>24</sup>) Georg Erler, Die Entwicklung der Stadt Münster in den letzten 150 Jahren. Münsterischer Anzeiger 1912 Nr. 654.

<sup>25</sup>) Effer a. a. O. 52. — Allg. d. Biogr. VIII 235 ff.

<sup>26</sup>) Gruner II 455 ff. — Berger a. a. O. 67.

<sup>27</sup>) Westphälisches Magazin XVI 310.

nehmste überrascht<sup>28</sup>). Ebenso wurde die Straßenbeleuchtung allmählich überall eingeführt, die feuergefährlichen Strohdächer beseitigt<sup>29</sup>). An vielen Orten machte man bereits durch die Einrichtung einer geregelten Armenpflege dem Bettlerunwesen ein Ende<sup>30</sup>). Vorbildlich auf diesem Gebiete mußte die Organisation des Elberfelder Armenwesens wirken. Beständig nahmen die Publizisten zu diesen Dingen mit Lob und Kritik Stellung.

Leinwandweberei wurde mehr oder weniger stark in ganz Westfalen als Hausindustrie betrieben, nirgends aber in der Ausdehnung wie in den kleinen preussischen Grafschaften Ravensberg und Tecklenburg. Die gebirgigen, sonst unfruchtbaren Teile dieser Gebiete eigneten sich doch zum Anbau des Flachses. Im Winter war alles in Dorf und Stadt am Webstuhl beschäftigt<sup>31</sup>). „Der Fleiß dieser Leute ist unglaublich, schrieb Gruner, selbst die kleinen Kinder müssen, sobald sie nur Hände zur Arbeit gebrauchen können, Teil daran nehmen<sup>32</sup>).“ Der Handel mit der fertigen und gebleichten Leinwand ging dann von den Städten Herford und Bielefeld über die Nordseehäfen nach Holland und England, ja weiter nach Westindien<sup>33</sup>). Es ist begreiflich, daß die preussische Regierung seit langer Zeit diesem Industriezweige ihre Aufmerksamkeit schenkte. Schon früh hatte sie sogenannte Schauleggen errichtet, in denen die Leinwand behördlich geprüft und gestempelt wurde, wobei man auch die Höhe des Preises festsetzte<sup>34</sup>). Sie machte später Versuche, die Haspelung des

<sup>28</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 1386 ff.

<sup>29</sup>) Vergl. den Artikel des Westfälischen Anzeigers: „Widersprüche der Postzeit“, Jahrgang 1799, Seite 1461 ff.

<sup>30</sup>) Das Westfälische Magazin II 168 berichtet aus Bielefeld: „Die Gassenbettelei ist hier gänzlich eingestellt. Es werden hier jährlich über 6000 Reichstaler unter Arme nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse verteilt.“ — Die reichen Stiftungen zur Armenunterstützung, die von alten Zeiten her in katholischen Gebieten noch bestanden, wurden meist so elend verwaltet, daß nur eine geringe Zahl Bedürftiger Nutzen davon hatte, die große Mehrzahl leer ausging. Für Münster vergl. Gruner II 166. — Für Paderborn: Gruner I 110. — Das Magazin für Westfalen schrieb 1798: „Milde Stiftungen zum Unterhalt der Armen mangeln zwar nicht, allein wollte Gott, daß sie besser angewandt und ihrer Bestimmung gemäß verwaltet würden.“ (Seite 251), vergl. auch Heidenreich, Das Armenwesen der Stadt Warburg. W. Zt. LXVIII<sup>2</sup> 129 ff. — Für das Herzogliche Westfalen: Gruner II 420.

<sup>31</sup>) „Von dem Fabrikenzustand in der Grafschaft Ravensberg.“ Westfälisches Magazin II 97 ff. — Gruner I 160, II 486 ff.

<sup>32</sup>) Gruner II 488. — Für Tecklenburg vergl. das Westfälische Magazin XIII 59 ff. — Neues Westfälisches Magazin IX 69 ff: „Ueber das sogenannte Westfälische Löwendinnen. Von dem Ibbenbürenschen Leggemeister Meese. — Gruner I 343.

<sup>33</sup>) Justus Möser, Patriotische Phantasien, 3 Teile. Berlin 1778 I 16. — Gruner I 142, II 483 ff.

<sup>34</sup>) Spannagel, Minden-Ravensberg unter brandenburgisch-preussischer Herrschaft, von 1648—1719. Hannover und Leipzig 1814. Seite 224 ff. Vergl. auch das Westfälische Magazin XIII 55.

Garns, die Behandlung auf den Bleichen zu verbessern. Sie erbaute sogar eine Unterrichtsschule für junge Weber<sup>35)</sup>.

Die wichtigste Provinz Westfalens in wirtschaftlicher Hinsicht war aber die Grafschaft Mark. Ihre reichen Bodenschätze, ihre schon damals blühende Industrie verliehen ihr einen Wert, der in keinem Verhältnis zu ihrer Größe stand.

Im nördlichen Teile der Grafschaft, in der Ebene des Hellwegs, lagen die beiden Salinen von Königsborn und Saffendorf. Ihr Ertrag, meinte Pfarrer Möller zu Elfen, sei dem Staate „wichtiger, als manches Fürstentum“<sup>36)</sup>. Der Kohlenbergbau wurde zum größten Teil in den vier Aemtern Wetter, Blankenstein, Hörde und Bochum betrieben. Im Jahr 1787 waren es 141 Werke mit nur 1025 Bergleuten<sup>37)</sup>. Die jährliche Fördermasse betrug etwa 2 Millionen 300 000 Zentner<sup>38)</sup>. Verglichen mit den heutigen Verhältnissen erscheint dies sehr gering, damals war es staunenerregend. Man fürchtete schon Erschöpfung der Kohlenlager. Seit Erlaß der Klevisch-Märkischen Bergordnung übte der Staat eine weitgehende Beaufsichtigung des Grubenbetriebes aus. Sehr schwer war auch die Steuerbelastung, die bis zu 14 Prozent vom Bruttoertrage stieg<sup>39)</sup>.

Die Kohlenlager des Ruhrgebiets und die Erzlager des Siegerlandes ließen seit dem 17. Jahrhundert in dem dazwischen liegenden Sauerlande die Eisenindustrie entstehen und hochkommen<sup>40)</sup>. Vorherrschend war durchaus der ländliche Kleinbetrieb, den die Bodenbeschaffenheit begünstigte. Nicht allein an den größeren und kleineren Flüssen, vor allem in den engen Seitentälern, wo man die von den Bergen herabströmenden Bäche staute, waren zahlreiche Hammerwerke angelegt worden, deren man um das Jahr 1800 über 400 zählte. „Alles lebt und regt sich hier mit unglaublicher Tätigkeit“, — so lesen wir im Westfälischen Magazin, — „Tag und Nacht hallt das Echo von dem Ge-

<sup>35)</sup> Perß, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1849 bis 1855. I 212 ff.

<sup>36)</sup> Westfälisches Magazin XIV 168 ff. — Berger 50.

<sup>37)</sup> Berger 57. — Der Bergwerksdirektor Saß gab in französischer Zeit 13—1400 an. Siehe: Meister, Zum westfälischen Berg- und Hüttenwesen. W. St. LXVI 165.

<sup>38)</sup> 1 769 768 Ringel. Berger a. a. D. — Nach Saß 2 000 000 Ringel.

<sup>39)</sup> Berger 59. — Saß berichtet in frz. Zeit: „le plus grand recouvrement des mines consiste dans le dixme et un revenu nommé „frey Kuxgeld“, pagé des mines appartenants aux particuliers. La dite première recette consiste dans un huitième sols de chacun Ringel de houilles vendu et le produit en tout est environ de 27 jusque' à 29 000 e'cus par an. Meister a. a. D. W. St. LXVI 105. Unter Freyfluge verstand man einen Gewerkschaftsanteil, dessen Ertrag in die tgl. Kasse floß. Ebd.

<sup>40)</sup> N. W. M. I 67: „Das benachbarte Siegerland kann aus Mangel der Kohlen sein Roheisen nicht alle verarbeiten. Die Grafschaft Mark nimmt es ihm deswegen ab und bereitet daraus Osmund, Stabeisen und Stahl.“

töfe der Hämmer von Berg zu Berg, durch Täler und Schluchten, und die Feuereisen machen des Nachts ein herrlich Schauspiel<sup>41)</sup>. Um den heimischen Werken billige Kohlen zu sichern, hatte die Regierung diese mit einem hohen Ausfuhrzoll belastet. So bekämpfte sie gleichzeitig die Konkurrenz der bergischen Eisenindustrie<sup>42)</sup>.

Freilich war man nun weit davon entfernt, das Heil in dem freien Wettbewerb und der Entfesselung aller Kräfte zu erblicken. Der Betrieb der Hammerwerke war durch Herkommen und Gesetze stark gefesselt<sup>43)</sup>. Gegen 80 Hämmer waren mit der Herstellung von Stangeneisen, des sogenannten Osmund, beschäftigt. Dabei wurde alljährlich auf einem „Pflichttage“ festbestimmt, welche Menge Osmund, und zu welchem Preise, jeder Reidemeister — so nannte man die Besitzer der Hämmer — zum Stapel nach Altena zu liefern habe. Nur hier durfte der Osmund verkauft werden. Dafür war nun auch der Absatz gesichert. Die Drahtfabriken zu Altena, Iserlohn und Lüdenscheid waren verpflichtet, den geforderten Preis auch zu zahlen<sup>44)</sup>.

Fabrikbetrieb war vor allem in den Städten verbreitet. Man verfertigte Draht, Nähadeln, Kleineisenzeug aller Art, auch Waffen<sup>45)</sup>. In zweiter Linie kam die Textilindustrie, die besonders in Hagen blühte.

Eine der vornehmsten Aufgaben der preußischen Regierung war es nun, die starke Bevölkerung des Industriebezirks stets in ausreichendem Maße mit Lebensmitteln zu versehen, denn auf dem unfruchtbaren Boden des Sauerlandes hätte noch nicht ein Zehntel der Bewohner seine Nahrung

<sup>41)</sup> Neues Westfälisches Magazin V 15 ff.

<sup>42)</sup> Berger 55.

<sup>43)</sup> Das Neue Westfälische Magazin sprach seine Ansicht dahin aus (V 16): „Außerdem besteht das Wesentliche der Direktion darin, daß Treu und Glauben befördert, auf Gesetze und Reglements strenge gehalten, und daß zwischen dem Kaufmann und Fabrikanten, oder Reidemeister, ein richtig Gleichgewicht erhalten werde. Der Kaufmann muß zu allen Zeiten hinlänglich gute und wohlfeile Ware erhalten können; der Fabrikant oder Reidemeister aber, ohne in Versuchung zu kommen, selbst Kaufmann zu sein, und ohne vom Kaufmann gedrückt zu werden, Absatz für seine Waren gegen gleichförmige Preise erhalten können. Die sicherste Art, ein solches Gleichgewicht zu erhalten, ist entweder durch Stapelgesellschaften, wie bei den Drahtfabriken, oder durch Leih- oder Diskontokassen, wobei der Reidemeister gegen geringe Prozente auf seine Waren Vorschuß erhalten kann.“

<sup>44)</sup> Berger a. a. D. 52.

<sup>45)</sup> In Iserlohn bestanden zehn Fabriken, eine Panzerfabrik — doch wurden jetzt meist Fischangeln verfertigt — eine Draht-Schnallen-, Nadel-, Wollentuch-, Dosen-, Seidenfamtband-, Tuch-, Messing- und Fingerhutfabrik. Dazu werden zwei Garnbleichen erwähnt. Westfälisches Magazin IX 421 ff. — In Altena waren fünf Fabriken, eine Eisen-, Stahl-, Nähadel-, Stahlcementations- und Schwarzblechfabrik. Beschreibung der Stadt Altena im Neuen Westfälischen Magazin IV 309. — Für die bergisch-märkische Industrie im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts vergl. auch D. Redlich, Napoleon I und die Industrie des Großherzogtums Berg. In Beiträge zur Geschichte des Niederrheins XVII 195—199.

gefunden. In dem Tale, in dem Altena liegt, schrieb der Westfälische Anzeiger<sup>46)</sup>, könnte vielleicht ein Bauerhof mit Mühe bestehen, jetzt aber wohnen 300 Familien dort. Glücklicherweise besaß die Mark in den Flüssen Ruhr und Lippe eine gute Verbindung mit dem Rheinstrom, der große, kornreiche Ebenen durchströmt und in damaliger Zeit in schlechten Erntejahren auch für Westfalen den Preis des Kornes bestimmte<sup>47)</sup>. Freilich mußte man beide Flüsse erst schiffbar machen, um sie in größerem Maße ausnutzen zu können, ein Plan, den man schon früh gefaßt hat, und dessen Ausführung die Stände von Kleve-Mark bereits von dem Großen Kurfürsten verlangt haben<sup>48)</sup>. Hinzu kam, daß auch der Handel mit den märkischen Kohlen und Industrieprodukten nach dem Auslande sehr behindert war. Der wichtigste Abnehmer der Kohlen waren immer die Hämmer und Fabriken im Lande selbst. Außerst primitiv war der Transport. Man lud die Kohlenfäcke auf einzelne Pferde und schaffte sie so nach den Hammerwerken, die allerdings meist in den engen Seitentälern nur auf Pfaden zu erreichen waren<sup>49)</sup>.

Es kam nun dazu, daß König Friedrich Wilhelm die Schiffbarmachung der Ruhr<sup>50)</sup> ins Werk zu setzen sich entschloß. Ihm lag vor allem daran, Kleve, Mörns und Geldern mit märkischen Kohlen und märkischem Salz versehen zu können<sup>51)</sup>. Die Hauptschwierigkeit lag darin, daß Preußen nicht ohne Unterbrechung Herr des Flußlaufes bis zur Mündung war. Noch vier Landesherren hatten Anteil daran, von denen der Abt von Werden sich als hartnäckiger Gegner erwies<sup>52)</sup>. Erst Drohungen brachten ihn zur Vernunft. So gelang es, den Bau in den Jahren 1776 bis 1780 fertigzustellen. Bis in die vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts ist die Ruhr die Hauptverkehrsader des Industriegebiets geblieben. Erst das Aufkommen des Eisenbahnverkehrs hat sie entwertet<sup>53)</sup>.

Unter dem Nachfolger des großen Königs begann man auch mit dem Straßenbau<sup>54)</sup>. Unbekümmert um den Widerstand der Bevölkerung,

<sup>46)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1376.

<sup>47)</sup> Nach dem Aufsatz des bergischen Oberweginspektors Wesermann zur Frage, ob die unbedingte Freiheit des Getreidehandels für die Mark zu empfehlen sei. Märkische Landtagsakten Nr. 363 St. A. W.

<sup>48)</sup> Lehmann a. a. D. I 104.

<sup>49)</sup> Neues Westfälisches Magazin I 64. Das Gewerbe der Kohlentreiber war infolgedessen sehr einträglich. Man zählte im Hochgericht Schwelm deren 300, von denen jeder 3 bis 4 Pferde hielt. Ebd. — Berger 59.

<sup>50)</sup> Westfälisches Magazin VI 89 ff: „Von der Schifffahrt auf der Ruhr.“

<sup>51)</sup> Westfälisches Magazin VI 91: „Die vorzüglichste Ursache von der Schifffarmachung der Ruhr war, den Absatz des unmaschen Salzes und der Steinkohlen ins Klevische und nach Holland zu erleichtern.“

<sup>52)</sup> Westfälisches Magazin VI 90.

<sup>53)</sup> Berger 63 ff.

<sup>54)</sup> Philippson, Geschichte des preussischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. I 194 ff.

gegen den man zu kämpfen hatte, führte man zwei große Chausseen durch das Land, eine durch das Ruhrthal auf Soest, die andere von Wesel nach Frankfurt a. M., über Bochum, südlich durch das Sauerland<sup>55</sup>). Auf Veranlassung Steins unternahm die Regierung bald darauf die Weiterführung der west-östlichen märkischen Straße durch Ravensberg-Minden über die Städte Bielefeld, Herford und Minden nach Bückeburg<sup>56</sup>). In Verbindung damit wurde auch die, wirtschaftlich und strategisch wichtige, Weserbrücke zu Minden erneuert<sup>57</sup>). Indem man so eine Verbindung der Ströme Rhein und Weser herstellte, gedachte man „den starken Zug des Fuhrwerks herbeizuziehen, welcher aus den fabrikreichen Gegenden zwischen Maas und Rhein nach dem nördlichen Deutschland ging“<sup>58</sup>).

Was die Ruhr für die Grafschaft Mark, das war für Minden und Ravensberg die Weser. Schon jetzt war die Schifffahrt auf diesem Flusse sehr stark. „Die wichtigsten Artikel des Aufwandes und der Lebensnotwendigkeiten für die meisten Provinzen Westfalens“ wurden auf der Weser über Bremen eingeführt<sup>59</sup>). Man hoffte, durch Regulierung des Flußbettes den Verkehr noch zu erleichtern und zu verstärken<sup>60</sup>). Bisher war die Schifffahrt stromaufwärts auf höchst mühselige Weise mit Menschenkraft betrieben worden. Etwa 50 Mann waren nötig, um ein Schiff fortzubringen<sup>61</sup>). Da war es schon ein bedeutender Fortschritt, daß man das Ziehen mit Pferden einführte. Der notwendige Leinpfad war auf preußischem Boden um das Jahr 1800 vollendet, und man begann nun Verhandlungen mit den anderen Uferstaaten wegen seiner Weiterführung<sup>62</sup>).

Die Bedeutung der westfälischen Industrie, so wenig entwickelt sie auch noch war, so schmal der Raum, auf dem sie sich angesiedelt hatte, — denn außerhalb des märkischen Sauerlandes waren nur wenige Ansätze bisher gemacht worden — ließ sich nicht verkennen. Denn diese Industrie war nicht künstlich, auf Befehl eines merkantilistischen Fürsten hin, entstanden, sondern natürlich emporgewachsen. Sie verdankte ihre Blüte dem Unternehmungsgeiste des Bürgertums, das darüber mit Selbstbewußtsein und Stolz erfüllt werden mußte, Eigenschaften, die seit dem dreißigjährigen Kriege dem Bürger verloren gegangen waren, und die erst im 19. Jahrhundert neu erwachten.

<sup>55</sup>) Berger 60. — Lehmann a. a. O. I 112 ff, 121 ff.

<sup>56</sup>) Perß a. a. O. I 157.

<sup>57</sup>) Ebd. 221 ff.

<sup>58</sup>) Ebd. 157.

<sup>59</sup>) Westfälisches Magazin IX 248. Von der Schifffahrt auf der Weser.

<sup>60</sup>) Perß a. a. O. I 122.

<sup>61</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 900.

<sup>62</sup>) Perß a. a. O. I 122.

Gleichwohl war Westfalen zu jener Zeit, als Ganzes betrachtet, noch ein agrarisches Land<sup>63</sup>). Der Boden gehörte fast durchweg größeren Gutsbezirken an. In den geistlichen Staten waren Klerus und Adel die Herren, in den weltlichen, vornehmlich preußischen, Gebieten war Grund und Boden entweder Domanialland, oder ebenfalls im Besitze des Adels und einiger Stifter, wie des Domkapitels zu Minden und des adligen Frauenstifts zu Herford. Trotzdem war die bäuerliche Bevölkerung zu einem großen Teile frei. Freilich freie Besitzer auf freiem Gute waren sehr selten. Aber im ganzen Gebiete des Hellwegs, der die nördlichen Bezirke der Grafschaft Mark und des Herzogtums Westfalens durchzog, hatten die ehemaligen Formen der bäuerlichen Gutsuntertänigkeit einem Pachtverhältnisse Platz gemacht, mit dem nur dingliche Verpflichtungen, niemals aber irgend welche persönliche Abhängigkeit verbunden war<sup>64</sup>). Im Herzogtum Westfalen waren diese Bauerngüter unteilbar und gingen stets an den ältesten Sohn über. Unbestimmte Gefälle kannte man nicht. Der Bauer bezahlte „nur einige, billige, nie zu erhöhende Kolonialabgaben.“ Nur im Falle erwiesener schlechter Bewirtschaftung konnte ihm sein Gut durch gerichtliche Entscheidung genommen werden<sup>65</sup>). Noch günstiger standen die Bauern teilweise in der Grafschaft Mark<sup>66</sup>).

Einen starken Gegensatz hierzu bildeten die Verhältnisse in dem östlichen Westfalen, dem Bistum Paderborn und in Minden-Ravensberg. Im Paderborner Lande wurden noch die drückendsten persönlichen Dienstleistungen gefordert. Es kam vor, daß jemand 44 verschiedene Hand- und Spanndienste leisten mußte. Frei gewordene Meierhöfe durften die Gutsherren einziehen, ein Recht, davon sie nur zu gern Gebrauch machten<sup>67</sup>). Auch in Minden-Ravensberg war Hörigkeit verbunden mit

<sup>63</sup>) Für die ländlichen Verhältnisse des Bistums Münster vergl. besonders Klessing, Beiträge zur Geschichte der Eigenbehörigkeit im Hochstift Münster während des 18. Jahrhunderts. In Erlers Beiträgen II 8.

<sup>64</sup>) Meister, Die Geschichte Mark, Festschrift zum Gedächtnis der dreihundertjährigen Vereinigung mit Brandenburg-Preußen. 352 ff.

<sup>65</sup>) Gruner II 405 ff. — Meister, Das Herzogtum Westfalen in der letzten Zeit der kurkölnischen Herrschaft. Münster 1908. In W. Zt. LXV 1 250, 260.

<sup>66</sup>) Gruner II 469, 471. — Pfarrer Möller von Esen läßt in seiner Schrift: „Die westfälische Mark“, die märkischen Landleute folgendermaßen zum Könige sprechen: Den Boden, den wir bewohnen und pflegen, besitzen wir als unser Erbe, oder durch eine immerwährende Pachtung, die Jahrhunderte in ihrem Preise bestanden hat, die kein Grundbesitzer uns willkürlich erhöhen kann; von dem wir das alte bestimmte Maß an Früchten entrichten. Das übrige ist alles unser. Unsere Person ist frei. Unsere Söhne und Töchter heiraten, ohne daß es einer fremden Zustimmung und noch weniger einer Loskaufung bedarf. Die Wohnungen auf unseren Höfen, alle bewegliche Habe in ihnen, jede Verbesserung des Gutes gehört uns. Wenn wir sterben, teilen unsere Kinder unseren Nachlaß. Vater, wir fühlen uns. Unser Wohlstand steigt. Wir sind glücklich. — Westfälisches Magazin XIV 178.

<sup>67</sup>) Kraaypanger, Die Organisation der preußischen Justiz im Fürstentum Paderborn 4. — Bodelschwingh a. a. D. 256. —

starker Belastung der Bauern der vorherrschende Zustand. Sogar die berüchtigten unbestimmten Gefälle wurden dort noch entrichtet, die anderswo meist durch die „Eigentumsordnungen“ figuriert waren<sup>68</sup>). Am traurigsten sah es, nach Gruners Schilderung, in der kleinen, dem Fürsten von Rauniz gehörigen Grafschaft Rietberg, die an der oberen Ems gelegen war, aus. Hier kam alles zusammen, die Lage des Landvolkes fast unerträglich zu machen, Unfruchtbarkeit des Bodens, Armut, äußerster Druck von Abgaben und Diensten, eine parteiische, bestechliche Justiz<sup>69</sup>).

Ein erfreulicheres Bild zeigt uns das Münsterland. Die Eigentumsordnung vom Jahre 1770 hatte das Verhältnis des Hörigen zu seinem Gutsherrn fest geregelt, vor allem die unbestimmten Gefälle durch feste Abgaben ersetzt. Da der Adel und der Klerus den größten Teil ihrer Besitzungen an kleine Rötter verpachteten, höchstens ein Sechstel des Bodens selbst bewirtschafteten<sup>70</sup>), so wurde eine starke ansässige Bauernschaft erhalten. Obgleich die persönliche Freiheit arg beschränkt war, der Bauer ohne Bewilligung des Gutsherrn keine Schulden machen konnte, auch nicht im Stande war, selbständig Prozesse zu führen, vielmehr in solchem Falle durch seinen Gutsherrn vertreten wurde, so wollte er doch von einer Beseitigung dieser alten Formen, die man ihm öfters, wie der Freiherr von Kerkerin-Borg berichtet<sup>71</sup>), vorschlug, nichts wissen. „Denn wenn der Herr (seinen Leibeigenen) als Familienvater schlägt, beschützt er ihn auch als Familienvater, hilft ihm im Unglück und pflegt ihn während einer Krankheit; er gibt ihm im Alter eine Zufluchtsstätte, freut sich, wenn er viele Kinder hat, versorgt seine Witwe, ist mit ihm durch gemeinsame Sympathien verbunden. Der Bauer weiß, daß der Herr ihm in allen unvorhergesehenen Notfällen beistehen wird, und ist daher weder elend noch unruhig<sup>72</sup>.“ So hat der französische Geschichtsschreiber Laine die Lage treffend gezeichnet. Es war ein patriarchalisches Verhältnis, in dem man sich sicher und geborgen fühlte.

<sup>68</sup>) Upmeyer, Die Minden-Ravensbergische Eigentumsordnung von 1741. In Erlers Beiträgen 5. Heft. 58 ff., 131 ff., 138 ff.

<sup>69</sup>) Gruner I 58 ff. — Otto Marx, Aus einem westfälischen Kleinstaate. In Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums der Provinz Westfalen. Jahrgang 1909, Seite 9.

<sup>70</sup>) Das kann es doch nur bedeuten, wenn es bei Bodelschwingh a. a. D. 259 heißt, daß „der dominiale, adlige und geistliche Großgrundbesitz höchstens ein Sechstel des gesamten Grundeigentums“ ausgemacht habe. — Vergl. auch Klessing a. a. D. 8 ff.

<sup>71</sup>) In seiner Denkschrift. Siehe B. Zt. LXIX 431.

<sup>72</sup>) Laine, Das vorrevolutionäre Frankreich. Uebersetzt von L. Katscher, Leipzig, 1877. Seite 29. Nach den Memoiren des Grafen Beugnot, der als Großherzoglich-Bergischer Minister das Münsterland aus eigenen Anschauungen kennen lernte. — Vergl. auch E. v. Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert. Leipzig 1907. II 39, 40. — Klessing, a. a. D. 97 ff. — Upmeyer, Die Minden-Ravensbergische Eigentumsordnung von 1741. Erlers Beiträge 5. Heft 134 ff.

Die Lebenshaltung der ländlichen Bevölkerung war einfach, die Bedürfnisse gering. „Brot, Fleisch und Gemüse“, das man brauchte, hatte man selbst, ebenso „einen Teil der Kleidung (d. h. wohl Leinwand zu Hemden) Del für die Lampe, die Elemente zum Brauen des Bieres, das man selbst herstellte“<sup>73)</sup>. Die Abgaben an den Gutsherrn leistete man in Natura. Was er an Korn und Vieh übrig hatte, konnte der Bauer verkaufen. Das Geld, das er so einnahm, gab er nur zum Teil wieder aus für Steuern an das Land, für Kleidung, Kaffee und Tabak<sup>74)</sup>.

Größer war der Reichtum im fruchtbaren Kornlande des Hellwegs. In der Grafschaft Mark hatte die Bodenkultur einen so hohen Stand erreicht, wie noch nie zuvor<sup>75)</sup>. Das Land hatte sich nach dem siebenjährigen Kriege rasch erholt. Das Ausblühen der Industrie und das rasche Wachstum der Bevölkerung brachte vorteilhaften, beständig steigenden Absatz der landwirtschaftlichen Produkte. „Kenner, hören wir, zählten die Grafschaft Mark unter die bestangebauten Provinzen Deutschlands“. Der Wert der Bauerngüter hatte sich in wenigen Jahrzehnten um das vier- bis fünffache gesteigert, während indessen die Pacht der hofesherrlichen Güter dieselbe geblieben war<sup>76)</sup>.

Der westfälische Adel war im allgemeinen begütert. Er lebte nach der Väter Weise. Zu wirtschaftlichen Verbesserungen war er, wenigstens im Münsterlande, wenig geneigt<sup>77)</sup>. Zumal in den katholischen Gebieten überragte aber dieser Stand an Besitz und Einfluß die anderen Volksklassen immer noch gewaltig. Er war in ganz Westfalen durchgehends im Besitze der Patrimonialgerichtsbarkeit, nur in der Mark gab es Ausnahmen darin<sup>78)</sup>. Ueberall gab er in den Landständen den Ausschlag und in den Stiftern besaß er damit auch entscheidenden Einfluß auf die Landesregierungen. Ja verfassungsmäßig stand dem Adel die Besetzung der ersten Regierungskollegien aus seiner Mitte zu. Die juristisch gebildeten bürgerlichen Beisitzer hatten beispielsweise in dem münsterischen Geheimen Räte nur ein „votum consultativum“<sup>79)</sup>.

<sup>73)</sup> Baston a. a. O. II 112.

<sup>74)</sup> Ebd.

<sup>75)</sup> Das Magazin für Westfalen (Jahrgang 1797, Seite 468 ff) gibt an: „Die Waldung enthält 55 000 holländische Morgen und macht den sechsten Teil des ganzen Landes, die Heiden, Kohlberge (sic) etc. ungefähr den achten Teil aus. Mithin sind  $\frac{17}{2}$ , wirklich bebauet.“ Ebenda wird die Zahl der Einwohner der Grafschaft auf 135—140 000 angegeben.

<sup>76)</sup> Magazin für Westfalen, Jahrgang 1798, Seite 539 ff.

<sup>77)</sup> Kerkerink-Borgs Denkschrift. W. Zt. LXIX 412. — Bodelschwingh a. a. O. 252.

<sup>78)</sup> Lehmann a. a. O. I 93.

<sup>79)</sup> Kerkerink-Borg a. a. O. 440. — In Paderborn bestand die oberste Landesbehörde, der Geheime Rat aus einem Präsidenten und fünf bis sieben Räten. Der Präsident und zwei Räte mußten dem Domkapitel, einer hochadeligen Körperschaft, angehören, zwei weitere Räte Mitglieder der Ritterschaft sein. Siehe Böhmer, Das Geheime Ratskollegium, die oberste Landesbehörde des Hochstifts Paderborn. Erlers Beiträge 21. Heft. 13 ff.

Betrachten wir weiterhin das Verhältnis der Stände, des Adels, der Bürger und Bauern zu einander, so zeigt es sich, daß die alte Trennung der Geburtsstände noch im wesentlichen überall fortbestand. Nehmen wir zunächst das Münsterland. Eine dominierende Stellung nahm hier der Adel ein. Daneben stand die große Masse des Volkes, der Bauernstand, zwar in Hörigkeit, aber wirtschaftlich im allgemeinen in nicht ungünstiger Lage. Seit Jahrhunderten war das Verhältnis dieser beiden Hauptschichten unverändert geblieben, denn die strenge Sitte des Landes duldete nur eine Ehe zwischen Ebenbürtigen. Wäre es doch unter den Bauern eine Unmöglichkeit gewesen, daß etwa „der Erbe eines Schulthenhofes in einen Kotten hinab stieg, aus ihm eine Genossin zu holen<sup>80)</sup>. Mit der gleichen Zähigkeit hielt der alte Adel an seinem Vorrang vor jüngeren Geschlechtern fest. Es kam wohl vor, wie der Emigrant Abbé Baston erzählt, daß eine junge Dame von Adel, die jedoch keine 16 Ahnen hatte, durch Zufall in einen altadeligen Kreis geriet und hier nun rücksichtslos gedemütigt wurde<sup>81)</sup>. Bei Ehen zwischen Adelligen und Bürgerlichen galten die Kinder niemals als ebenbürtig<sup>82)</sup>.

Noch weniger läßt sich der Bürgerstand als eine geschlossene Einheit betrachten. Hier standen sich im wesentlichen zwei Klassen sehr schroff gegenüber. Die eine bildeten die kleinen Handwerker und Krämer. Sie befanden sich etwa mit dem Bauernstande auf gleicher Stufe. Die andere bestand in erster Linie aus den alten Kaufmannsfamilien der Stadt Münster, einer Art Patriziat. Zu ihnen gesellten sich die, großenteils wohl aus ihren Reihen hervorgegangenen, bürgerlichen Angehörigen der gelehrten Berufe, Juristen und Ärzte. Der Adelige, meinte Baston, würde sich schämen, die medizinischen und Rechtsschulen zu besuchen. Diese sind dem Bürgerstande überlassen. Aus ihm nehmen die Fürsten ihre Beamten, Richter, Hofräte und andere. Auch dem Heeresdienste widmen sich die Angehörigen dieses Standes, „ein Banquierssohn wird Oberst, der Sohn eines Apothekers Hauptmann“<sup>83)</sup>.

In den Kreisen dieser Familien, die durch ihr Vermögen, ihre Bildung, ihre Stellung, ihren Einfluß im Lande einen bedeutenden Platz einnahmen, die aber gleichzeitig sich der Achtung nicht erfreuten, die sie wohl hätten beanspruchen können, die von den Kreisen des regierenden Adels als unebenbürtig ausgeschlossen blieben, mußte sich notwendig eine

<sup>80)</sup> Berghaus III 54 ff.

<sup>81)</sup> Baston a. a. O. II 325 ff.

<sup>82)</sup> Ebd. 324.

<sup>83)</sup> Ebd. und 344: „les hommes nobles de 16 quartiers partagent avec les autres nobles et même avec les roturiers de condition la ressource du service militaire.“

Stimmung bilden, die der bestehenden Ordnung abgeneigt war<sup>84</sup>). Da der Adel nähere Berührung mit ihnen vermied, setzte man seinen Stolz darein, jede Verbindung mit diesem auch seinerseits zu hindern. „Sie haben Wappen und Dünkel wie der Adel, berichtet Baston. Es sei vorgekommen, daß Väter ihre Töchter enterbten, weil sie einen Adligen geheiratet hatten<sup>85</sup>).

Man betrachtete diese Trennung der Stände als den natürlichen Zustand. Besonders in den Kreisen des Adels war man von der Superiorität des eigenen Standes überzeugt. Hatte man doch das Beispiel des großen Preußenkönigs vor Augen, der in seinem Staate dem Adel den entschiedensten Vorzug gönnte und seinen höheren sittlichen Wert betonte<sup>86</sup>). So sah denn auch der große münsterische Staatsmann dieser Zeit, Fürstenberg, die Verschiedenheit der Stände als etwas Gottgewolltes an. Ja er hielt den Adel auch in geistiger Beziehung für bevorzugt vor den andern Ständen<sup>87</sup>). Ein Beweis, wie stark solche Vorurteile eingewurzelt waren, und wie fest andere sie behaupten mochten, wenn ein Fürstenberg sich davon nicht losmachen konnte. Denn welche Gründe mochte er für seine Ansicht haben? Die führenden Persönlichkeiten der damaligen Zeit auf geistigem Gebiete entstammten doch dem Bürgertum. Adlige, die sich einen literarischen Namen erworben hatten, gab es dagegen recht wenige.

In dem Bistum Paderborn, dürfen wir annehmen, lagen die Dinge nicht anders als im Münsterlande. Nur daß der Adel vielleicht noch mehr dominierte. Denn dank der geradezu kläglichen Verwaltung des Landes waren Bürger und Bauern hier so verarmt und heruntergekommen, wie in keinem zweiten Territorium des Deutschen Reiches.

<sup>84</sup>) Mitglieder dieser Familien waren mit die ersten, die nach der Säkularisation des Bistums auf preußische Seite und in preußische Dienste traten. Ein Teil dieser Familie wurde damals geadelt wie die Druffel, Olfers.

<sup>85</sup>) Baston II 324. — Selbst in der Hauptstadt, wo Adel und Bürgertum notwendig in nähere Berührung kamen, waren sie gesellschaftlich in adlige und bürgerliche Klubs gespalten, zwischen denen jeder Verkehr ausgeschlossen war. Siehe Bruner II 57. — Vergl. dazu auch Berghaus II 7: „In Münster bestanden . . . erstlich ein sogenanntes Kasino für die Domherren und Mitglieder der altadeligen Familien der münsterschen Ritterschaft, an dem natürlich auch die Beamten der vormaligen fürstbischöflichen Regierungskollegien teilnahmen, sofern sie ebenbürtig waren; — und zweitens ein Klub für die höheren Beamten bürgerlicher Geburt und die angesehensten Bürger altmünsterischen Geschlechts, das sich gewissermaßen mit dem Patriziat in Reichsstädten gleichstellen konnte.“

<sup>86</sup>) Mag Lehmann, Scharnhorst. Leipzig 1887. II 58. — Friedrich der Große nannte es eine „vanité bourgeoise und ridicule, der Geburt nicht zu lassen, was ihr gebühre.“ Siehe Ernst von Meier, Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert. Leipzig 1907. II 34.

<sup>87</sup>) Effer a. a. O. 297.

Die Berichte der Zeit enthüllen oft das traurigste Bild von Armut und Verfall<sup>88)</sup>.

Ueber das gegenseitige Verhältnis der Stände in den preußischen Provinzen läßt sich ein allgemeines Urteil nicht abgeben. In Minden-Ravensberg waren die alten Gegensätze noch lebendig. Wie in dem benachbarten Hannover herrschte auch hier ein ausgeprägter Kastengeist. Militär und Zivil standen sich feindlich gegenüber, die Altadeligen wieder wollten den neuen Adel, der größtenteils erst vom Jahre 1786 stammte, als ebenbürtig nicht anerkennen. Der „öffentliche“ Klub in Minden, die Kessource, wurde nur vom Adel besucht, der Kaufmannstand hielt sich völlig für sich. Es wollte schon etwas besagen, daß man zuweilen in den Kaffeehäusern beieinander saß. Ähnliches hören wir über Herford. Freier war der gesellschaftliche Verkehr in Bielefeld und Lingen. In diesen Städten lagen aber auch keine Garnisonen<sup>89)</sup>.

Dagegen war in Kleve-Mark die alte soziale Gliederung schon in starker Zersetzung begriffen. Der Adel war hier minder begütert und

<sup>88)</sup> Bei den Paderborner Landtagsakten, Jahrgang 1793, liegt ein Gesuch der Stadt Salzkotten an die Stände. Die Lage der Stadt wird darin in den dunkelsten Farben geschildert. Im Jahre 1633 ist sie von den Schweden und Hessen erstürmt und mit einer gewaltigen Kontribution belastet worden. Die Schulden, die sie damals gemacht hat, drücken sie größtenteils noch jetzt. Ferner, da Salzkotten als eine Festung eine gewisse Sicherheit gewährte, so ließen sich in vergangenen Zeiten manche begüterte Leute, „Ritter und Bürger“, darin nieder. Dadurch sei der Matrikularanschlag der Gebäude in übertriebener Höhe festgesetzt worden, sodaß es tatsächlich niemals möglich gewesen sei, ihn „mit den liegenden Gründen zu decken“. „Die bittersten, die gerechtesten Vorstellungen“, die die Stadt deswegen schon oft „gehörigen Orts“ erhoben habe, hätten gleichwohl niemals Gehör gefunden. Es heißt weiter: „Man zählte zu den Zeiten 300 Bürger und hatte in der Stadt allerhand Nahrungsgewerbe, also Gelegenheit, dadurch die Schatzmatrikul vollständig zu machen. Diese Nahrungsquellen sind, wie ein jeder weiß, verschwunden, und natürlicherweise mit denselben auch die Zahl der Einwohner. Ist daher kein anderes Mittel, als den Abgang der Schatzmatrikul durch Nebenschätzungen zu ersetzen; wenn also zehn oder elf Landeschätzungen ausgeschrieben werden, so erfordern die Umstände zu Salzkotten 14, 15 oder 16 Schätzungen ergehen zu lassen, ohne den großen Zinsenertrag zu betrachten, wodurch notwendig erfolgt, daß die Reparation der Häuser aus Not unterlassen wird, mithin das ganze Gebäude zerfällt und der zuletzt ledige Platz in seinem nämlichen Anschlage bleibe, daher seinen Eigentümer bloß der erfolgten hohen Schätzung halber zur Armut reiße, zuletzt denn, wie Beispiele zeigen, öde, unbebauet, daher der städtischen Matrikul in dem publico zur Last fällt, weil er nicht ein Achtel dessen, wofür er mit seinem vorherigen Superstrukto in Schätzung gestanden, wert. — So entwickelt sich vor und nach der gänzliche Verfall einer vormals so blühenden Stadt.“ Die Stadt habe ehemals ein „privilegium exclusivum“ betr. die Juden gehabt. Dieses sei 1633 mit verbrannt. Seitdem hätten diese sich außerordentlich vermehrt, sich „aller Handlung“ bemächtigt. „Ein privilegiertes Kremerhaus“ sei deswegen eingegangen. Die Stadt bittet, daß nun der weiteren Vermehrung der Juden Einhalt getan werde. Vergl. auch Kerkerink-Borg a. a. D. 432 ff, 435.

<sup>89)</sup> Westf. Magazin V 34. — Gruner I 143, 156, 344 II 485. — Philippson a. a. D. II 47.

geringer an Zahl, als in den Stiftslanden<sup>90</sup>). Seine Privilegien beschränkten sich im wesentlichen auf die Steuerfreiheit, die ihm sogar erst von dem Großen Kurfürsten verschafft worden war<sup>91</sup>). Seine politische Bedeutung war nur gering<sup>92</sup>). Viele Güter oder Güterteile waren in die Hände kapitalkräftiger Bürger oder Bauern geraten<sup>93</sup>).

Andererseits war auch der Bürger vom Bauern nicht mehr durch wesentliche äußere Merkmale unterschieden. Der eine wie der andere war unmittelbarer Staatsuntertan. Handel- und Gewerbetreibende mochte man so gut auf dem platten Lande, wie in den Städten landwirtschaftliche Betriebe finden.

Indem nun die alten Standesgrenzen verwischt wurden, kam es allmählich zu einer neuen Ordnung der sozialen Schichten. Die höheren Klassen des Bürgertums, die sich durch Besitz und Bildung auszeichneten, vereinigten sich mit den alten Familien des Adels zu der „Gesellschaft“. Der adelige Gutsbesitzer und Offizier, der gebildete Kaufmann und Fabrikant, der Akademiker und Beamte, sie hatten sich gewöhnt, auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verkehren. — Gruner weiß dies Verhältnis nicht genug zu rühmen. In Hamm fand er „Militär und Zivil einig“. Sie bildeten „einen schönen geselligen Zirkel“. Viele Stabs-offiziere und Kammerräte gaben in ihren Häusern Gesellschaften. Sehr angesehen war auch die Freimaurerloge, in deren Hause sich „der gebildetste Teil der gelehrten und schönen Welt“ zusammensand, und an deren „Assembleen und Soupers“ auch Außenstehende Anteil nehmen durften<sup>94</sup>). Das gleiche Verhältnis der Stände fand Gruner auch in den anderen Städten der Grafschaft z. B. in Unna, Soest und Hagen. Er rühmt die Gastfreiheit und Bildung des Hagener Kaufmannstandes. Obgleich der Ort nur klein sei, fehle es doch nicht an Klubs und anderen Vereinigungen<sup>95</sup>).

<sup>90</sup>) Bodenschwingh a. a. O. 254. — Die Zahl der ritterschaftlichen Familien in der Mark hatte im Jahre 1609 noch 133 betragen. 1766 zählte man nur mehr 70 und 1813 gar nur 24 adelige Geschlechter mit landtagsfähigen Rittersitzen. Siehe Benzenberg, Ueber Provinzialverfassung mit besonderer Rücksicht auf die vier Länder Jülich, Kleve, Berg und Mark. Hamm 1827, II 116.

<sup>91</sup>) Lehmann a. a. O. I 89.

<sup>92</sup>) Man darf wohl annehmen, daß die Lage in der Mark in dieser Hinsicht nicht viel anders war, als in Berg. Gruner sagt darüber II 436: „Denn der Adel im Bergischen, der ohnehin sehr zusammengeschmolzen ist, kann es, da er wenige reiche Mitglieder zählt, den Fabrikanten und Kaufleuten weder hierin (d. h. in der Betätigung für Kunst und Wissenschaft) noch in anderen Stücken des Luxus gleich tun.“

<sup>93</sup>) St. A. M. Märk. Vdtgs.-Akten 357.

<sup>94</sup>) Gruner II 389.

<sup>95</sup>) Ebd. 377, 378, 438.

## 2. Kapitel.

### Verfassung und Verwaltung. — Sorge für die Volkswohlfahrt.

Es erscheint notwendig, noch einen Blick auf Verfassung und Verwaltung der westfälischen Territorien zu werfen. Dem äußeren Ansehen nach Monarchien waren die geistlichen Staaten in Wahrheit Adelsrepubliken, in denen der gewählte Fürst nur einen beschränkten Einfluß ausübte, die wahre Macht bei den Ständen lag, unter denen wiederum der Adel das entscheidende Uebergewicht besaß. Wie die Häupter der adligen Familien in der ritterschaftlichen Kurie Sitz und Stimme hatten, so waren vielfach, besonders in Münster<sup>96)</sup>, die jüngeren Söhne Mitglieder des Domkapitels. Beide Körperschaften hatten gemeinsame Interessen. Sie gingen bei den Abstimmungen, die stets nach Kurien stattfanden, meist zusammen, sodaß die Städte, die den dritten Landstand bildeten, nicht im Stande waren, ihre unter Umständen abweichende Meinung gegen den Willen jener durchzusetzen. Von irgend welcher Berücksichtigung der Interessen der Gesamtheit konnte auf den Landtagen im allgemeinen keine Rede sein. Jeder Stand folgte nur seinem eigenen Vorteil. Worin man sich allein zusammensand, war das Bestreben, die Lasten nach Möglichkeit auf diejenigen abzuwälzen, die auf den Landtagen nicht vertreten und daher außer Stande waren, sich dagegen zu wehren, nämlich die Bauern<sup>97)</sup>. Alles dies wurde den Ständen um so leichter, als nach dem bestehenden Rechtszustand Klerus und Adel überhaupt zu keinen Steuern irgendwelcher Art verpflichtet waren, und die Städte auf der anderen Seite, als selbständige Gemeinwesen, nur einen Beitrag für das Ganze zu leisten brauchten, der meist in keinem Verhältnis zu ihrem Vermögen stand<sup>98)</sup>. Auch in den geistlichen Staaten fanden im 18. Jahrhundert die Staatsinteressen nur bei den Regierenden, den Fürsten selbst oder ihren Ministern, Schutz und Berücksichtigung.

Eine eigentümliche Stellung nahm das Herzogtum Westfalen hinsichtlich seiner Verfassung ein<sup>99)</sup>. Seit den Tagen Friedrich Barbarossas mit dem Erzbistum Köln verbunden, war es doch niemals schlechthin ein Teil der Kurlande geworden. Es besaß seine eigenen Landstände, die

<sup>96)</sup> C. W. v. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte von 1778—1806. Hannover und Lemgo 1814—1819. I 302. — Bodelschwingh a. a. O. 259 — Kerterinf-Borg a. a. O. 422.

<sup>97)</sup> Vergl. auch Benzenberg, Ueber Provinzialverfassung I 422: Im Herzogtum Westfalen sei der sonderbare Brauch entstanden, „daß diejenigen, die die Steuern bewilligten, keine bezahlten, und daß die, welche sie bezahlten, keine bewilligten.“

<sup>98)</sup> Ohde, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Unterbehörden des Erbfürstentums Münster 30.

<sup>99)</sup> Meißter, Das Herzogtum Westfalen. W. Zt. LXIV I 99 ff. — Rathje, Die Behördenorganisation im kurkölnischen Herzogtum Westfalen 61 ff

aber nur aus Ritterschaft und Städten bestanden. Die Geistlichkeit war nicht vertreten. Das kölnische Domkapitel hatte zwar neben dem Erzbischof auch ein gewichtiges Wort in den Angelegenheiten des Herzogtums mitzureden, galt aber niemals als Landstand.

Die Verwaltung der geistlichen Fürstentümer<sup>100)</sup> war wenig durchgreifend. Ueberall durchbrachen Exemtionen und Privilegien die allgemeine Ordnung. Die Stände hatten ihre besondere Kasse, aus der gewisse Bedürfnisse des Landes bestritten wurden, der Fürst die seine, die anderen Bedürfnisse der Verwaltung genügen mußte. Die Jurisdiktion stand bald dem Domkapitel, bald dem Fürsten zu. Die Gutsherren hatten die untere Gerichtsbarkeit über ihre Bauern, die Städte ihre Stadtgerichte, die Geistlichkeit ihre Offizialatgerichte. Der oberen Instanzen waren meist mehrere, sich gleich stehende, die aber in ihren Befugnissen nicht streng gegen einander abgegrenzt waren, sich gegenseitig Konkurrenz machten, endlich sonderbarerweise auch in erster Instanz Recht sprechen durften. Altes, geschichtlich Gewordenes stand neben neuen Einrichtungen, ohne daß beides verbunden und in Einklang gebracht worden wäre. So kam es, daß Gruner in Münster den Eindruck hatte, die Rechtspflege sei „höchst elend und barbarisch“<sup>101)</sup>, daß im Herzogtum sogar einer der kurfürstlichen Beamten, der Geheime Rat Engelbert Arndts, das Gerichtswesen des Landes ein „Labyrinth“ nennen konnte<sup>102)</sup>.

Trotz der äußerst schwerfälligen Formen von Verfassung und Verwaltung gelang es im Bistum Münster in den Jahrzehnten nach dem Siebenjährigen Kriege eine Reihe wichtiger Maßregeln zur Wohlfahrt des Landes durchzuführen<sup>103)</sup>. Das Land dankte diese in erster Linie seinem Minister, dem Freiherrn Franz von Fürstenberg, einem Manne von hervorragender staatsmännischer Begabung, dem Kurfürst Maximilian Friedrich die Leitung der Geschäfte im Bistum völlig überließ. Aber auch bei den Ständen fand Fürstenberg damals Patriotismus und Opferwilligkeit, wenn es andererseits auch nicht an Feindselig-

<sup>100)</sup> v. Olfers, Beiträge zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster. Münster 1848. S. 43—69. — Kerkerink-Borg a. a. O. 419 ff., 436 ff. — Meister, Das Herzogtum Westfalen W. Zt. LXV, I 264 ff. — Rathje, a. a. O. 13 ff., 46 ff. — Ohde, a. a. O. Cap. 2: Die Unterbehörden (des Erbfürstentums Münster) 3. Zt. der preussischen Besitzergreifung. — Hülsmann, Geschichte der Verfassung der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen Regierung bis zum Ende der französischen Herrschaft, 1802—1813. In W. Zt. LXIII, I 14—33. — Böhmer, Das Geheime Ratskollegium, die oberste Landesbehörde des Hochstifts Paderborn 1723—1802. Erlers Beiträge 21. Heft.

<sup>101)</sup> Gruner II 163.

<sup>102)</sup> Arndts, Statistische Notizen § 36 bei Meister a. a. O. W. Zt. LXV I 212.

<sup>103)</sup> C. W. v. Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit I 321 ff. — Esser, Franz von Fürstenberg 56 ff. — Erhard, Geschichte Münsters. 592 ff. — Brühl, Der Minister Freiherr von Fürstenberg und das Fürstbistum Münster unter seiner Verwaltung. W. Zt. LXIII, I 183 ff.

keit gegen die geplanten Reformen fehlte. Durch die allgemeine Kopfsteuer, die der Landtag im Jahre 1777 genehmigte, wurde eine raschere und geregeltere Tilgung der gewaltigen Schuldenlast, die das Land drückte, herbeigeführt. Die Landwirtschaft wurde nach Möglichkeit durch Verbesserungen in der Methode des Ackerbaues gehoben, die Teilung der ausgedehnten, brach liegenden, gemeinen Marken wenigstens angebahnt. Der Kanal, den Klemens August zur Hebung des Handels mit Holland begonnen, wurde weiter ausgebaut. Eine Landbrandversicherungskasse unterstützte den Wiederaufbau der in den Kriegszeiten zerstörten Wohnstätten. Ein Arztekollegium übernahm die Sorge für die öffentliche Gesundheitspflege. Auch das Militärwesen wurde in gutem Stande gehalten. Der münsterische Staat unterhielt vier Regimenter Infanterie, ein Regiment Kavallerie und eine Abteilung Artillerie, im ganzen nahezu 2000 Mann<sup>104</sup>). Das sogenannte Gardehotel zu Münster<sup>105</sup>), ein Institut zur wissenschaftlichen Ausbildung von Offizieren, genoss des besten Rufes, wurde aber 1789 von dem Fürstbischof aufgehoben. Das Bistum Paderborn<sup>106</sup>) dagegen besaß nur zwei schwache Kompagnien, und das Herzogtum Westfalen wurde überhaupt nur in Kriegszeiten zur Ergänzung der kurfürstlich-kölnischen Truppen herangezogen<sup>107</sup>).

Wie in Münster Fürstenberg, so waren im Herzogtum Westfalen die Kurfürsten selbst bemüht, zeitgemäße Reformen durchzusetzen, soweit wenigstens ihre Macht über die Sonderinteressen der Stände den Sieg davon trug<sup>108</sup>).

Einen traurigen Gegensatz zu diesen beiden Fürstentümern bildete das Bistum Paderborn. Die Schlassheit des Regenten, der Egoismus der Stände, endlich die Widerseßlichkeit des Volkes verhinderten hier jeglichen Aufschwung. Man ließ die Dinge gehen, wie sie eben wollten. Raum, daß man sich zur Abstellung der dringendsten Notstände entschloß<sup>109</sup>). Soweit überhaupt Fortschritte gemacht wurden, verdankte man sie der gemeinnützigen Tätigkeit von Privatleuten<sup>110</sup>).

<sup>104</sup>) Kerkerink-Borg a. a. O. 436.

<sup>105</sup>) Erhard, Geschichte Münsters 606.

<sup>106</sup>) Stoffers, Das Hochstift Paderborn zur Zeit des Siebenjährigen Krieges.

17. —

<sup>107</sup>) Meister a. a. O. B. 3t. LXV, I 271 ff.

<sup>108</sup>) Ebd.

<sup>109</sup>) Für die Art und Weise wie der Landtag die Geschäfte behandelte, ist das folgende charakteristisch: Dem Landtage war eine Anzeige des Bürgermeisters der Stadt Warburg zugegangen, daß „die lange Brücke unter der Stadt an dem Diemelfluß einer höchnötigen Reparatur bedürfe.“ Darauf wurde beschlossen, dem fürstlichen Geheimen Räte aufzutragen „sothane Baulichkeit, in soweit deren Herstellung dem Lande obliege, untersuchen“, und falls die Reparatur „unumgänglich nötig“ sei, oder „durch längeren Aufschub kostbarer werden möchte“, in diesem Falle mit landständischen Deputierten zu konferieren und das nötige verfügen zu lassen“. Ersparungen machte man

Indem wir uns nun den preußischen Provinzen Westfalens zuwenden, empfangen wir in allen Dingen den entgegengesetzten Eindruck. Ueberwog in den stiftlichen Landen die Macht der Stände, so war hier der Fürst, der König von Preußen, ganz unbedingt der Herr, wemgleich die Stände noch nicht in dem Maße jede Bedeutung verloren hatten, wie in den großen Kernprovinzen der preußischen Monarchie.

Bergegenwärtigen wir uns zunächst die Lage des Gesamtstaates. Das alte Preußen war kein Einheitsstaat im heutigen Sinne. Seine einzelnen, durch „Erbchaft, Kauf, Eroberung“ zusammengebrachten Provinzen waren staatsrechtlich selbständige Fürstentümer, die nur durch die Person des Herrschers verbunden waren. Nicht einmal eine gemeinsame Bezeichnung gab es für sie. Das „Königreich Preußen“ war doch nur Ost- und Westpreußen. Wollte man von dem Ganzen sprechen, so brauchte man wohl den Ausdruck „die preußischen Staaten“, oder „Seiner Majestät Provinzien und Lande“<sup>111</sup>). Während man ferner in früheren Zeiten zuweilen aus den verschiedenen ständischen Vertretungen einzelner Territorien, die man zu einem einheitlichen Ganzen verbinden wollte, als gemeinsame oberste Vertretung sogenannte Generalstände gebildet hatte, war es im 17. und 18. Jahrhundert das Ziel des sich entwickelnden Absolutismus, die Landstände möglichst zu beseitigen, oder doch zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Die Verschmelzung ihrer Staaten zu einem Einheitsstaat suchten deshalb die Hohenzollern in erster Linie durch die einheitliche Organisation der Behörden und des Heeres zu erreichen. Der Verwirklichung dieser Ideen sind sie seit der Regierung des Großen Kurfürsten Schritt für Schritt näher gekommen. Friedrich II. konnte fast in dem ganzen Umfange seines Staates unumschränkt gebieten. Eine Ausnahme machten nur die kleinen abgelegenen Provinzen des Westens, in denen die Stände hier und da in provinziellen Anlässen ein gewisses Mitbestimmungsrecht bewahrt hatten<sup>112</sup>). Das galt vor allem für den gemeinsamen Landtag von Kleve-Mark, der alljährlich zu Kleve zusammentrat, die Steuern für ein Jahr bewilligte, sie auf die Bezirke des Landes verteilte, über die Verwendung der öffentlichen Gelder sich Rechnung geben ließ, Gesetzesvorschläge, die ihm die Kammer vorlegte, begutachtete, ehe sie zur Entscheidung nach Berlin gingen, weiter beratschlagte über alle inneren Angelegenheiten der beiden

mit Vorliebe beim Militär. Es wirkt erheiternd, wenn man liest, wie die Stände den Bischof bitten, „durch die Einziehung einiger Soldaten die zur Verwendung der kleinen Mondirungsstücke benötigten Gelder zu ersparen“, und dieser auch wirklich den Wunsch der Stände erfüllt. St. A. M. Paderborner Landtags-Protokolle: 1789: *Ultiora proposita* DD. Statuum 15. — Vergl. noch Bruner I 111. — Bodelschwingh a. a. S. 257.

<sup>110</sup>) z. B. die Errichtung eines guten Krankenhauses dem Dr. Ficker. Siehe Bruner I 101 ff.

<sup>111</sup>) Lehmann, Stein II 12.

<sup>112</sup>) Lehmann, Stein I 92.

Provinzen, wie Wegebau, Polizei- und Schulsachen, Armenwesen usw. Die Landstandschaft hatte jeder adlige Rittergutsbesitzer, dazu sechs märkische und sieben klevische Städte<sup>113)</sup>, eine Zusammensetzung, die im Mittelalter vielleicht gerecht war, jetzt, im 18. Jahrhundert, aber höchst willkürlich erscheinen mußte. Denn gerade die wirtschaftlich schwächeren waren begünstigt. Der stark zusammengeschmolzene Adel vertrat allein das platte Land, die bürgerlichen Gutsbesitzer, die wohlhabenden Bauernschaften waren vom Landtage ausgeschlossen. Und was die Städte anlangt, so gehörten von den sechs landtagsfähigen Städten der Mark fünf dem Gebiete des Hellwegs an, Hamm, Unna, Kamen, Lünen und Schwerte, der Industriebezirk war dagegen nur in dem einen Iserlohn vertreten. Da die Stände jedoch Gemeinsinn, Opferwilligkeit und Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit an den Tag legten<sup>114)</sup>, so wurden jene Mängel bei dem konservativen Sinne der Westfalen kaum bemerkt. Klagen über die Stände wurden jedenfalls nirgendwo laut.

Weniger fest begründet war ihr Ansehen und ihre Macht in der Grafschaft Ravensberg und dem Fürstentum Minden. In Minden trat zu Ritterschaft und Städten noch das Domkapitel, doch blieben in beiden Gebieten die Städte schon seit langer Zeit dem Landtage fern, sodaß es tatsächlich nur eine Vertretung des Adels gab<sup>115)</sup>. Die Rechte dieser Stände waren auch bei weitem nicht so umfassend wie in Kleve-Mark<sup>116)</sup>. Zumal die ravenbergische Ritterschaft, der schon im Jahre 1615 der brandenburgische Statthalter erklären ließ, daß ihre Rechte nur „cum grano salis“ zu verstehen seien, beschränkte ihre Tätigkeit meist auf fruchtlose Klagen, da sie zu ernstlichem Widerstand gegen die Regierung zu schwach war und andererseits es nicht vermochte, ihren beschränkten partikularistischen Standpunkt zu verlassen<sup>117)</sup>.

Gegenüber der Sonderart der einzelnen Provinzen hatten die preußischen Könige das Staatsinteresse durch eine streng einheitliche und zentralisierte Organisation der Verwaltung gewahrt in der Erkenntnis, daß nur auf diesem Wege eine Zusammenfassung aller Kräfte des Staates zu erreichen war. Deshalb wurde jeder Widerstand, der sich etwa dagegen regte, rücksichtslos gebrochen. So war Preußen, ohne daß geradezu ein Bruch mit dem geschichtlich Gewordenen stattgefunden hatte, ein moderner Staat geworden und besaß dadurch eine große Ueberlegenheit

<sup>113)</sup> Neues Westfälisches Magazin V 21. — Berger 33. — Lehmann, Stein I 98.

<sup>114)</sup> Lehmann, Stein I 104 ff.

<sup>115)</sup> Lehmann, Stein I 207. — Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern. Festschrift zur Erinnerung an die dreihundertjährige Zugehörigkeit zu Brandenburg-Preußen 22.

<sup>116)</sup> Spanmagel, Minden-Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft 80 ff., 86 ff. — Lehmann a. a. D. I 104 ff.

<sup>117)</sup> Spanmagel a. a. D. 100 ff. — Minden-Ravensberger Festschrift 22.

über die Mehrzahl der Staaten des 18. Jahrhunderts, ganz besonders natürlich über die geistlichen Fürstentümer in Deutschland. Wir sehen, wie z. B. Münster und Paderborn noch halb in mittelalterlichen Institutionen gefesselt waren. Sie nahmen sich in der neuen Zeit wunderlich genug aus.

Für Westfalen bestanden als oberste Verwaltungsbehörden die Kriegs- und Domänenkammern zu Minden, Kleve und, gegen Ende des Jahrhunderts auch zu Hamm<sup>118</sup>). Daneben standen als oberste Justizbehörden die Regierung zu Kleve, Minden und Lingen<sup>119</sup>). Ferner war „in Betracht des natürlichen Verhältnisses, worin die jenseits der Weser (d. h. links) belegenen Landschaften hinsichtlich ihrer Lage und Verfassung zu einander standen“, ein Oberpräsidium zu Minden geschaffen worden, das seinerseits wieder dem Staatsminister für die westfälischen Provinzen in Berlin unterstand. Der Oberpräsident war für die Verwaltung der Kammern mitverantwortlich. Er mußte deshalb alljährlich diese Gebiete bereisen, die Beamten persönlich kennen lernen, sich bis ins kleinste über den Geschäftsbetrieb orientieren<sup>120</sup>). Die Verwaltung war somit äußerst intensiv und musterhaft geordnet<sup>121</sup>), besonders die Rechtspflege als schnell und unparteiisch berühmt. Bei alledem wurde hier weniger regiert und reglementiert als anderswo<sup>122</sup>), und in Kleve-Mark nahmen sogar die unteren Klassen des Volkes an ihrer Verwaltung teil. Die Steuersumme, die der Landtag den einzelnen Ämtern zumies, wurde in diesen Bezirken von den sogenannten Erbentagen<sup>123</sup>), auf denen jeder größere Landwirt Stimmrecht hatte, auf die Einzelnen verteilt. Dann wählte man den Steuerempfänger, der dem Landrat zur Seite trat, verhandelte über Angelegenheiten des Amtes, bewilligte Abgaben für seine Bedürfnisse. Auch der gemeine Mann, meinte ein preußischer Beamter jener Zeit<sup>124</sup>), erfreue sich hier „eines höheren Grades von Kultur und Wohlstand“. Kleve-Mark besaß in dieser Hinsicht einen Vorzug nicht allein vor dem Osten des preußischen Staates, sondern vor allem auch vor dem ganzen übrigen Westfalen.

<sup>118</sup>) Böckenholt, Zur Geschichte der königlich-preussischen Provinzialverwaltungsbehörde der ehemaligen Grafschaft Mark zu Hamm (Westfalen). Diss. Münster 1911. 62 ff.

<sup>119</sup>) Gruner I 160 ff, 345, II 489. — Das Mindener Domkapitel und die Stadt besaßen noch eigene Gerichtsbarkeit, ein Ueberbleibsel aus der Zeit des bischöflichen Regimentes. Siehe Gruner I 160. — Minden-Ravensbergische Festschrift 30.

<sup>120</sup>) Perß I 155.

<sup>121</sup>) Gruner I 345.

<sup>122</sup>) E. v. Meier, Französische Einflüsse II 81.

<sup>123</sup>) Lichthardt, Studien zur Entwicklung der Erbentage und der Amtsverfassung in Kleve-Mark. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstverwaltung. III. Abschnitt: „Der Erbentag als Organ der Selbstverwaltung“ 79 ff, 102, 103, 105 ff. Siehe auch Berger 35. — Lehmann, Stein. I 100 ff..

<sup>124</sup>) Ead. Bei Lehmann, Stein I 90.

Es bleibt noch übrig, jene beiden Seiten der preußischen Verwaltung zu betrachten, um derentwillen dieser Staat am meisten bei den Zeitgenossen berüchtigt war, das Steuer- und Militärwesen.

Das Steuersystem Preußens war gegründet auf die Trennung von Stadt und Land, entsprechend den tatsächlichen Verhältnissen in dem weitaus größten Teile der Monarchie. Das platte Land zahlte die Grundsteuer, die Städte brachten die Akzise auf. Steuerfrei war der Adel. Indem die Regierung dieses System nun auch in Westfalen anwandte, verfehlte sie ihren Zweck völlig. Bald stellte sich in der Grafschaft Mark die Unmöglichkeit heraus, die Generalakzise aufrechtzuerhalten. Die Sitte der Einzelsiedelung auf dem platten Lande, die offenen Städte verhinderten eine genaue Ueberwachung der Einfuhr. Als Friedrich II. doch nach längerem Schwanken auf der Generalakzise bestand, mit der er noch einen Schutzolltarif verband, traten ganz unhaltbare Zustände ein. Es entwickelte sich ein ungeheuerlicher Schmuggel, denn eine regelmäßige Grenzbewachung kannte man hier nicht. Sie wäre auch unmöglich gewesen. Der Handel umging das Land, der Ertrag der Steuer betrug noch nicht ein Zehntel des Erwarteten<sup>125</sup>).

Erst Stein gelang es, nach Verhandlungen mit den Ständen, eine Art der Besteuerung zu finden, die in gleicher Weise die Wünsche des Fiskus wie der Steuerzahler befriedigte. Sie wurde 1791 von Friedrich Wilhelm II. genehmigt. Danach verstanden sich das platte Land wie die Städte zur Zahlung einer festen Summe, wogegen die Generalakzise auf dem Lande gänzlich wegfiel und in den Städten auf wenige Verbrauchsgegenstände beschränkt wurde, nämlich Mehl, Getreide, Fleisch, Getränke und Brennstoff. Dank dieser Maßregel konnte in der Folgezeit, bei völliger „Verzehr-, Handlungs- und Gewerbefreiheit des flachen Landes und Beseitigung aller Verkehrshemmnisse der Außenhandel einen neuen Aufschwung nehmen. Ähnlich lagen die Dinge in Minden-Ravensberg. Im Jahre 1798 wurde hier die Generalakzise gleichfalls durch das märkische Steuersystem ersetzt<sup>126</sup>).

Auch die Durchführung der gemeinen preußischen Heeresverfassung zeigte sich in Westfalen unmöglich. Friedrich Wilhelm I. hatte den Versuch gemacht, die Kantonierung hier vorzunehmen. Die Folge war gewesen, daß die jungen, wehrhaften Männer in Masse ihre Heimat verließen. Mit Leichtigkeit konnten sie über die nahen Grenzen entkommen. Den Vorteil hatten allein die Nachbarn. Das Emporkommen der Städte Elberfeld und Barmen wird eben diesen Vorgängen zugeschrieben. Friedrich II. sah sich deshalb veranlaßt, diese Provinzen größtenteils von der Aushebung zu befreien. Für Kleve, Mörz, Geldern, Tecklenburg-Ringen und den südlichen Teil der Grafschaft Mark hob der

<sup>125</sup>) Lehmann, Stein I 124 ff.

<sup>126</sup>) Perz I 124, 188. — Vergl. auch Gruner II 490.

König die Kantonspflicht auf. Dafür zahlten sie jährlich 30 200 Taler Werbefreiheitsgelder. Unter dem nächsten König wurde dann der Versuch gemacht, Westfalen wieder stärker zu den Militärlasten heranzuziehen. Doch scheiterte er im wesentlichen an dem Widerstande der Stände<sup>127</sup>).

Man hat Gruner wegen seiner Darstellung Westfalens mit Recht Parteilichkeit vorgeworfen. Den geistlichen Staaten ist er sicher nicht gerecht geworden. Daß er aber das preussische Westfalen über Gebühr erhebe, ist wohl kaum zu beweisen. Was an zeitgenössischen Schilderungen vorliegt, ist jedenfalls alles auf den gleichen Ton der Bewunderung gestimmt<sup>128</sup>). Es steht außer Zweifel, daß diese Gebiete, vor allem Kleve-Mark, zu den bevölkertsten und kultiviertesten Provinzen von ganz Deutschland gehörten. Welch ein bewegtes Leben und Treiben herrschte, verglichen etwa mit dem Münsterlande, in der Mark und in Ravensberg. Die Beziehungen des Handels und der Industrie, das große Staatswesen, zu dem man gehörte, sie mußten den Blick des Volkes in die Ferne lenken. Man wurde unternehmungslustig und fortschrittlich. Auf die katholischen Nachbarn sah man mit einer gewissen Geringschätzung herab. Dabei empfand man dann den konfessionellen Abstand besonders stark. Denn das katholische Westfalen war ja für protestantische Einwanderer so gut wie verschlossen. Jede Volksmischung zwischen dem Münsterlande etwa und der Grafschaft Mark war unmöglich<sup>129</sup>). Damit war aber auch ein kultureller und wirtschaftlicher Ausgleich abgeschnitten.

### 3. Kapitel.

#### Kirche, Schule und geistiges Leben.

Wir haben die Zustände auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete kennen gelernt, wie sie sich dem westfälischen Beobachter, der am Ausgange des 18. Jahrhunderts seine Aufmerksamkeit der Lage seines Heimatlandes zuwandte und sie in Vergleich setzte zu den allgemeinen Verhältnissen der deutschen Nation, darstellten. Daß man in dieser Zeit die öffentlichen Zustände beobachtete, daß man sie beobachtete in der bestimmten Absicht, die Teilnahme der Dessenlichkeit darauf zu lenken,

<sup>127</sup>) Lehmann, Stein I 107 ff.

<sup>128</sup>) Zu Gruner II 477, vergl. auch des Pfarrers Möller von Elsen Darstellung der Westphälischen Mark im Westfälischen Magazin XIV 168 ff. — Auch im Neuen Westfälischen Magazin V 28 lesen wir: „Die Märker stehen noch auf einer unteren, jedoch höheren Stufe der Kultur, als ihre Nachbarn. Ihr Herz ist edel, treu, bieder, gutmütig und überaus hilfreich. Sie sind sehr arbeitsam, unverdrossen, kühn, unerschrocken . . . . Die Märker haben Anlage und Kräfte zu allem, sobald sich Gelegenheit zu ihrer Entwicklung zeigt.“

<sup>129</sup>) Vergl. Kerkerink-Borgs Denkschrift W. 3t. LXIX 418 ff.

wie die Dinge beschaffen seien, und wie sie beschaffen sein müßten, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollten, das war eine Frucht der Aufklärung. Je weitere Kreise von dieser geistigen Bewegung ergriffen wurden, je tiefer sich das Bewußtsein von ihrem Werte, ihrer Notwendigkeit den Gemüthern einprägte, um so gewaltiger mußte die Macht der öffentlichen Meinung anwachsen, um so umfassender der Kreis der Dinge werden, auf die sie sich erstreckte. Denn was eigentlich der wahre Vorteil der Menschen sei, darüber wollte die Aufklärung belehren. Was aber gab es überhaupt, das diesem Zwecke nicht dienen sollte? So ist denn die große Mannigfaltigkeit der Interessen das, was zunächst als das charakteristische der Zeit in die Augen fällt. In früheren Jahrhunderten war es doch immer nur die eine oder die andere Seite der Kultur gewesen, die den Geist der Völker vorzüglich fesselte. Wir gedenken der Zeiten des Humanismus. Damals zogen die neuerwachten Wissenschaften und schönen Künste alle Geistestätigkeit im wesentlichen auf sich. Für das 16. Jahrhundert dagegen überwog das religiöse Interesse so unermesslich alles andere, daß Kunst und Wissenschaft daneben verblassten. Denn wessen sollte der noch bedürfen, der mit dem wahren Glauben die ewige Heilsgewißheit besaß?

Die Aufklärung aber betrachtete auf einmal, man kann sagen, alle Seiten des menschlichen Wirkens als wichtig. Und gerade das stellte sie in den Vordergrund, was man ehemals kaum bemerkt hatte. Ein solches Gebiet war das Wirtschaftsleben. Jetzt zum ersten Male suchte man die Gründe, die Reichtum und Armut der einzelnen wie der Staaten bewirkten, zu erforschen. So baute man sich zunächst das System des Merkantilismus.

Bedeutungsvoller aber erschien bald die Frage, wie man den Menschen bilden müsse, um ihn möglichst vollkommen zu machen. Man erkannte, daß es darauf ankam, vor allem schon den heranwachsenden Menschen richtig zu leiten. Schon früher hatte man sich mit dem Erziehungsproblem beschäftigt, aber damals waren es mehr Einzelne gewesen. Jetzt nahm plötzlich jeder Gebildete lebhaften Anteil daran.

Daneben trat nun die Religion nicht in den Hintergrund. Aber man faßte sie ganz anders auf, als die Vorfahren es getan hatten. Das bewirkte der Einfluß der neuen Philosophie, die, jetzt nicht mehr die gehorsame Dienerin der Theologie, mit den Waffen, die die naturwissenschaftliche Forschung geschmiedet hatte, die überlieferten religiösen Anschauungen erfolgreich erschütterte.

Eben die Philosophie war es auch, die Zweck und Wesen der vornehmsten Kulturschöpfung, des Staates, ihrer Prüfung unterwarf. Hugo Grotius, Pufendorf, Rousseau bildeten die Lehre vom Gesellschaftsvertrage aus. Besonders Rousseaus *contrat social* hat eine gewaltige Wirkung geübt.

Überall, wohin die Saat der neuen Gedanken gedrungen ist, da sproßte geistiges Leben, da wurden jene Probleme des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, der Natur- und Erziehungswissenschaft, Philosophie und Religion immer wieder erörtert, verteidigt, bekämpft. So entstand eine Publizistik und öffentliche Meinung<sup>130)</sup>.

Diese Wirkung konnte naturgemäß nicht an allen Orten in gleichem Maße eintreten. Je nachdem der Geist der Bevölkerungen lebhaft und empfänglich, oder schwerfällig und unempänglich, weit oder begrenzt war, die Regierenden zu- oder abgeneigt, die Interessen der Staaten oder mächtiger Stände Förderung oder Benachteiligung fürchten mußten, war auch der Einfluß der Aufklärung und mit ihm die Entwicklung der öffentlichen Meinung groß oder gering. Diese Beobachtung drängt sich auch bei der Betrachtung des geistigen Lebens des westfälischen Stammes auf.

Von den preußischen Provinzen in Westfalen war Minden-Ravensberg völlig, die Grafschaft Mark überwiegend evangelisch, während in dem rheinischen Kleve der Katholizismus vorherrschte. Die evangelische Bevölkerung gehörte größtenteils dem Luthertum an<sup>131)</sup>, die Reformierten waren stark in Kleve, sie saßen aber auch in der Mark. Wie die preußische Regierung dem Grundsatz der Toleranz folgte, so war auch das Volk religiös duldsam. Das Verhältnis zwischen Lutheranern und Reformierten war das denkbar beste. Auch die Katholiken<sup>132)</sup> hatten freie Religionsübung und lebten mit den Protestanten in Eintracht. Es kam vor, daß beide Konfessionen in einem Orte dieselbe Kirche benutzten<sup>133)</sup>. Überall finden wir ein kräftiges kirchliches Leben. Unter dem Einflusse Halles, der Hochschule für die märkischen Lutheraner, hatte sich der Pietismus im Laufe des 18. Jahrhunderts in der Grafschaft festgesetzt<sup>134)</sup>. Während das niedere Volk zähe daran fest hielt, neigte das gebildete Bürgertum und vor allem die Pfarrer, die im Banne der Aufklärungsideen standen, dem Rationalismus zu<sup>135)</sup>.

Der Bildungsgrad der großen Masse war noch sehr niedrig. Zwar hatten die preußischen Könige schon lange die ungeheure Wichtigkeit gerade der Volksschule erkannt. Aber die drückende Last der militärischen Rüstung zwang den Staat, Ersparungen zu machen, wo es nur eben zugänglich war. Wenn also der obligatorische Volksschulunterricht im Prinzip schon von König Friedrich Wilhelm I. angenommen worden war,

<sup>130)</sup> Vergl. Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, II 565.

<sup>131)</sup> Neues Westfälisches Magazin V 25.

<sup>132)</sup> Früher weniger zahlreich wurden sie in größeren Massen dann durch die Industrie ins Land gezogen. Wir hören aus Iserlohn, daß sie sich dort im Jahre 1750 eine eigene Kirche bauten, während bis dahin der katholische Gottesdienst in Privathäusern gehalten worden war. Westfälisches Magazin IX 424.

<sup>133)</sup> Neues Westfälisches Magazin V 22. — Berger, Der alte Hartort, 27.

<sup>134)</sup> Meister, Die Grafschaft Mark. Festschrift 260.

<sup>135)</sup> Siehe unten Kap. 5.

so konnte man doch lange keine größeren Aufwendungen auf diesem Gebiete machen, vor allem nichts tun, die materielle Lage der Lehrer besser zu gestalten<sup>136</sup>). Die Berichte, die wir von Zeitgenossen über die Schulverhältnisse in der Mark und den andern westfälischen Provinzen Preußens besitzen, schildern die Lage in dunkeln Farben. Es fehlte an Schulen, an geeigneten Lehrkräften, an Anstalten für die Heranbildung eines guten Lehrmaterials, kurz, es war eigentlich alles neu zu schaffen<sup>137</sup>). Den ersten Anstoß zu einer Verbesserung des Volksschulwesens tat schon Friedrich der Große durch das General-Land-Schul-Reglement vom Jahre 1763<sup>138</sup>). Der Sitte, Invaliden mit Schullehrerposten zu versorgen, wurde in Kleve-Mark im Jahre 1780 durch eine Verfügung der Kammer ein Ende gemacht<sup>139</sup>). Das war aber auch vor der Hand alles. Was in den folgenden Jahren, vermutlich unter dem Eindruck der Reformen Fürstenbergs im Münsterlande, im preußischen Westfalen für die Schule geschah, verdankte man privaten Bestrebungen und Unternehmungen. Der Freiherr von der Reck gründete in der Mark eine Musterschule<sup>140</sup>). Der Graf von Borck erwarb sich in Kleve große Verdienste<sup>141</sup>). Dem Prediger Bährens wurde für seine verdienstvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens im Jahre 1790 auf einen Befehl des Königs die Anerkennung der Regierung, verbunden mit einem Geschenke von 50 Talern „zu seiner Aufmunterung“, zu Teil. Man habe seine Bestrebungen „mit besonderem Wohlgefallen ersehen“ und bedauere, keine „hinlänglichen Fonds“ zu besitzen, um größere Maßregeln treffen zu können<sup>142</sup>). Dann bemächtigte sich die Publizistik dieses so sehr vernachlässigten Gebietes. Sie sammelte alle Nachrichten von den Verdiensten einzelner Männer oder Gemeinden um die Hebung der Volksschule, sie verlangte, daß auch die Regierung ihre Pflicht tue. So kam es denn um die Jahrhundertwende zu dem entscheidenden Umschwung. Der Staat nahm sich der Schule an, er gründete Lehrerseminarien, sorgte für regelmäßigen Schulbesuch, für bessere Einrichtung der Schulgebäude, die Regelung des Unterrichts<sup>143</sup>). Freilich ging bei der Schwerfälligkeit der damaligen preußischen Beamtenmaschine alles sehr langsam. Die Wirkungen vollends konnten sich natürlich erst viel später zeigen. Trotzdem glaubte Justus Gruner um das Jahr 1800 feststellen zu können<sup>144</sup>), daß das Landvolk im preußischen höher „zivilisiert

<sup>136</sup>) Ueber das preußische Schulwesen zu Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms II., vergl. Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens I 126 ff.

<sup>137</sup>) Berger a. a. D. 29 ff.

<sup>138</sup>) E. v. Meier, Französische Einflüsse II 103.

<sup>139</sup>) Berger a. a. D.

<sup>140</sup>) Allg. d. Biogr. XXVII 500.

<sup>141</sup>) Gruner II 196 ff.

<sup>142</sup>) Neues Westfälisches Magazin IX 66, d.d. Berlin 11. Oktober 1791.

<sup>143</sup>) Gruner II 475. — Perz I 225 ff.

<sup>144</sup>) Gruner I 165.

und gebildet“ sei, als im übrigen Westfalen. Den Grund dieser auffallenden Erscheinung fand er in der militärischen Verfassung des preußischen Staates. Beim Militär würden die Bauernjöhne an „Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Ordnung“ gewöhnt. Nach Hause zurückgekehrt, übten sie durch diese Eigenschaften den allergünstigsten Einfluß auf die übrige Bevölkerung aus.

Im höheren Schulwesen beklagte man den Mangel an Anstalten. Bestanden doch Gymnasien nur in Hamm, Soest, Lippstadt, der Reichsstadt Dortmund<sup>145)</sup>, die ja innerhalb der Mark lag, ferner in Minden, Bielefeld und Herford<sup>146)</sup>. Gerade das reiche Sauerland war gänzlich von höheren Schulen entblößt. Man empfand das dort sehr bitter, und da der Staat nichts zur Abhilfe tat, so sahen sich auch hier Privatleute veranlaßt, einzugreifen. Dies waren die beiden Brüder Harfort, die im Verein mit dem Pfarrer Dahlenkamp in Hagen die Verlegung eines Privatunternehmens, der „Handlungsschule“ des Direktors Wiedemann von Gummersbach nach Hagen erreichten<sup>147)</sup>, einer modernen Anstalt, an der vor allem neuere Sprachen gelehrt wurden, an erster Stelle Deutsch, dann Französisch, Englisch und sogar Italienisch. Auch „Handlungswissenschaft“ und doppelte Buchführung hatten einen Platz im Unterrichtsplan<sup>148)</sup>. Denn künftige Kaufleute und Industrielle sollten ja hier ihre Ausbildung empfangen. Eine ähnliche Anstalt war das königliche Pädagogium zu Meinertshagen im Fürstentum Minden, das W. Bährens nach Verleihung eines königlichen Privilegiums im Jahre 1786 eröffnet hatte. Hier stand an erster Stelle zwar immer noch die lateinische Sprache, daneben wurde aber das Französische stark betont. Denn auch Bährens wollte „künftige Kaufleute“ bilden<sup>149)</sup>.

Die Bildung des Bürgertums war offenbar recht hoch. „Unter den Kaufleuten“, erzählt Gruner, herrschte Einsicht, Spekulation und viele gefellige Kultur. Diese und die Beamten gewähren überall eine gebildete Unterhaltung. Man kann sich in jedem kleinen Orte der Grafschaft Mark angenehm vergnügen und wird sie auch in dieser Hinsicht zufrieden verlassen<sup>150)</sup>. Daß das märkische Bürgertum keineswegs in seinen Geschäftsinteressen befangen blieb, daß es vielmehr einen weiten Gesichtskreis und Verständnis für Fragen des öffentlichen Lebens gewonnen hatte, geht schon daraus hervor, daß zahlreiche Männer unter den gebildeten Klassen mit allen Kräften sich um die Hebung ihres Volkes bemühten. Man betrachte die Reihe der Mitarbeiter am Westfälischen

<sup>145)</sup> Gruner II 476. — Berger a. a. D. 78.

<sup>146)</sup> Gruner I 144, II 485.

<sup>147)</sup> Berger 79. — Ähnliche Anstalten gab es noch mehrere, z. B. eine „Handelsakademie“ zu Elberfeld, über die der Westfälische Anzeiger berichtete. Jahrgang 1800, Seite 700 ff.

<sup>148)</sup> Ebd. — Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1276.

<sup>149)</sup> Bährens Bericht im Westfälischen Magazin XII 677 ff.

<sup>150)</sup> Gruner II 482.

Anzeiger, dem erfolgreichsten journalistischen Unternehmen Westfalens in damaliger Zeit. Da ist der Superintendent Bädeker aus Dahl, der Landrat von Hövels zu Herbeck, der Arzt Kortum aus Bochum, der bekannte Verfasser der Jobfiade, der Prediger und Arzt Dr. Währens aus Schwerte, Konrektor Holt haus und Pfarrer Ehrenberg aus Herlohn, Wegebaumeister Wesermann aus Hörde, Kriegsrat Eversmann aus Hagen, die beiden Brüder Peter und Kaspar Hartfort auf Haus Hartforten, Industrielle und Landwirte zugleich, und endlich der bekannte Pfarrer Möller von Essey<sup>151)</sup>.

Daß das protestantische Westfalen in jener Zeit noch zwei Hochschulen besaß, mag der Vollständigkeit halber noch erwähnt werden. Denn sie waren beide fast bedeutungslos. Die Universität<sup>152)</sup>, oder das akademische Gymnasium zu Vingen besaß garnicht die vollen akademischen Rechte, sie konnte vor allem niemanden zum Doktor promovieren<sup>153)</sup>. Die wenigen Studenten entstammten meist dem benachbarten Holland<sup>154)</sup>. Die Universität Duisburg, eine Gründung des Großen Kurfürsten, war ebenfalls arg heruntergekommen<sup>155)</sup>. Nur die juristische Fakultät konnte sich rühmen, größeres Ansehen zu besitzen. Die Namen eines Vorbeck und Biendemann hatten einen guten Klang. Sonst war man äußerst rückständig. Gruner traf noch etwa hundert Studierende in Duisburg<sup>156)</sup> an.

In den katholischen Gebieten übte dagegen die Bewegung der Aufklärung auf die Denkart der Bevölkerung in den niederen wie den höheren Schichten kaum eine größere Wirkung aus. Für das Münsterland stehen uns eine Reihe von zeitgenössischen Schilderungen zu Gebote. Die Verhältnisse, wie wir sie hier antreffen, dürften wohl in vieler Hinsicht als typisch gelten.

Der erste Stand nach Macht und Ansehen war die Geistlichkeit. Wie der hohe Klerus aus dem Adel, so ergänzte sich der niedere fast ausschließlich aus dem Bauernstande, der „seine Ehre darin setzte, im ersten Stande auch vertreten zu sein“. Diese aus dem Volke selbst hervorgegangenen, mit ihren Pfarrkindern durch Bande der Blutsverwandtschaft, durch gemeinsame Erziehung und Anschauungen eng verbundenen Pfarrer und Kapläne übten naturgemäß einen unermesslichen Einfluß aus. Es gab wohl wenige Länder, in denen die religiösen Gebräuche mit einer gleichen Gewissenhaftigkeit erfüllt wurden, wie hier, wo Befehle der Kirche oder ihrer Diener gleich sicheren Gehorsam fanden<sup>157)</sup>.

<sup>151)</sup> Berger a. a. 90.

<sup>152)</sup> So sagt Gruner II 344, während das Westfälische Magazin XIII 57 den Ausdruck *Gymnasium academicum* gebraucht.

<sup>153)</sup> Neues Westfälisches Magazin XI 244.

<sup>154)</sup> Westfälisches Magazin XIII 57.

<sup>155)</sup> Philippson a. a. O. I 153 ff.

<sup>156)</sup> Gruner II 240 ff.

<sup>157)</sup> Berghaus II 153 ff.

Nur diejenige Regierung, die den Klerus für sich hatte, war in diesem Lande fest begründet, die ihn sich zum Feinde machte, hatte das ganze Land gegen sich. „Der münsterseche Bürgersmann, sagt Berghaus, hatte keinen Begriff vom Geiste der neuen Zeit. Er ließ sich nicht belehren, er wollte nicht aufgeklärt sein. Die geistlichen Herren, seine Beichtväter, wußten es besser, und diese dem niederen Klerus angehörenden Geistlichen, die Kapelläne, auch die Klostergeistlichen, taten alles, was in ihren Kräften stand, die Bürgerschaft in den Ideen der Vergangenheit zu bekräftigen“<sup>158</sup>). Justus Gruner hatte den Eindruck, daß „der gemeine Mann sehr andächtig und abergläubig“ sei, dazu von tiefer Abneigung gegen „andere Religionsverwandte“ erfüllt<sup>159</sup>). Selbst einem Manne von so streng katholischer Gesinnung, wie dem Abbé Baston, fiel es auf, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Münsterländer seinen religiösen Pflichten nachkam, mit welchem Eifer er beichtete, kommunizierte, an Prozessionen teilnahm, wallfahrtete. Aber er glaubte Grund zu haben, „zu zweifeln, daß dies alles sehr erleuchtet, daß die Sitten in Wahrheit auch so rein und christlich seien, wie es bei solchem religiösen Eifer scheinen möchte.“ Die Beichte wenigstens, meinte er, werde dem Volke sehr, ja zu leicht gemacht. Sie sei „die Sache eines Augenblicks“, „in weniger als einer Viertelstunde beichte wohl ein Duzend Gläubige bei demselben Priester“<sup>160</sup>).

Neußerst primitiv, ja kümmerlich war auch in den geistlichen Staaten Westfalens alles das, was man in jener Zeit Volksschule nennen konnte. Regierungen wie Gemeinden nahmen zu Lehrern, was sie gerade bekommen konnten. Tagelöhner, Handwerker, verkommene Studenten<sup>161</sup>) fanden auf diesem Wege eine notdürftige Versorgung. Auf dem Lande hielt man nur im Winter Schule, im Sommer mußten die Kinder das Vieh hüten und sonstige Feldarbeit verrichten. Man begnügte sich damit, der Jugend einige Gebete und Bibelsprüche, etwas Lesen und Rechnen beizubringen. Die münsterländer Bauern, hören wir, wollten vor allem, daß ihre Kinder Prozeßakten lesen lernen sollten<sup>162</sup>). Reformversuchen verständiger Lehrer setzten sie hartnäckigen Widerstand entgegen. In den Städten war es etwas besser. Neben Elementar- hatte man noch die sogenannten Trivialschulen<sup>163</sup>), auf denen die Knaben zum Besuch des Gymnasiums vorbereitet wurden. Die Gymnasien endlich wurden in allgemeinen von Mönchsorden geleitet und waren, mit seltenen Aus-

<sup>158</sup>) Berghaus I 121.

<sup>159</sup>) Gruner II 72.

<sup>160</sup>) Baston II 258, 289.

<sup>161</sup>) Esch, Franz von Fürstenberg. Sein Leben und seine Schriften. 75 ff.

<sup>162</sup>) Hardewig, Die Tätigkeit des Freiherrn Franz von Fürstenberg für die Schulen des Fürstbistums Münster, 89.

<sup>163</sup>) Ebd. 9.

nahmen, in Einrichtungen und Methode hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben<sup>164</sup>).

Jeder weiß, welch ein unauslöschliches Verdienst sich Franz von Fürstenberg um das Volksschulwesen des Bistums Münster erworben hat. Ein hervorragendes pädagogisches Talent, einen unvergleichlichen Gehilfen und Organisator fand er in dem Kaplan Bernhard Oberberg. Ihn berief er zum Lehrer an der Normalschule in Münster, die ein geeignetes Lehrermaterial auszubilden bestimmt war<sup>165</sup>). Bei der Neugestaltung des Volksunterrichts ging Fürstenberg von folgenden Ideen aus: Es sollte die Religion in einer geläuterten Form gelehrt werden, sodaß sie im Stande war, „auf Verstand und Herz einzuwirken“. Der Christ sollte nicht „seine Glaubensartikel wie ein Papagei herunterfagen ohne mit den Wörtern auch Begriff zu verbinden“, „die motiva credibilitatis müßten auch dem gemeinen Manne vorgelegt werden“<sup>166</sup>). Weiter habe sich der Unterricht auf das „für die Gesundheit und bürgerliche Nahrung“ notwendige zu erstrecken<sup>167</sup>), sein Ziel sei die Erziehung zu guten Menschen<sup>168</sup>) und guten Bürgern<sup>169</sup>). Die Wirksamkeit Fürstenbergs auf diesem Gebiete fiel in die beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts<sup>170</sup>).

Dem Vorbilde Münsters folgten Paderborn und Kurköln. Dort kam man freilich über Ansätze nicht hinaus<sup>171</sup>), und hier fehlte lange Zeit die geeignete Persönlichkeit. Maximilian Franz tat dann einen guten Griff, indem er dem Freiherrn von Weichs die Leitung der Schulkommission des Herzogtums Westfalen, auf das es uns hier allein ankommt, übertrug. Weichs war es wieder, der auf den Mann aufmerksam wurde, dem das Hauptverdienst um die Volksschule in diesem Teil Westfalens zukommt, den Pfarrer Adolf Sauer aus Rütthen. Sauer begründete im Jahre 1799 die Normalschule zu Rütthen, nachdem er vorher im Auftrage seiner Regierung eine Studienreise unternommen hatte, die ihn nach Göttingen, Fulda und Würzburg führte, wo er die trefflichen Anstalten, die dort bereits blühten, kennen lernte. Bedeutende Erfolge waren ihm vergönnt. Schon in den ersten sechs Jahren hat er 106 Lehrer und 14 Lehrerinnen herangebildet<sup>172</sup>).

<sup>164</sup>) Meister, Das Herzogtum Westfalen, W. Zt. LXV <sup>1</sup> 228. — Hardewig a. a. D. 10. — Für Paderborn vergl. das Magazin für Westfalen, Jahrgang 1798, Seite 267.

<sup>165</sup>) Erhard, Geschichte Münsters 296. — Krabbe, Leben Bernhard Oberbergs, Münster 1852.

<sup>166</sup>) Aufsatz Fürstenbergs über die Landschulen bei Esch a. a. D. 91.

<sup>167</sup>) Ebd. 263.

<sup>168</sup>) Ebd. 271.

<sup>169</sup>) Ebd. 287.

<sup>170</sup>) Hardewig a. a. D. 85 ff.

<sup>171</sup>) Vergl. Magazin für Westfalen, Jahrgang 1797, Seite 544 ff.

<sup>172</sup>) Naarmann, Die Reform des Volksschulwesens im Herzogtum Westfalen, W. Zt. LXI <sup>2</sup> 22 ff. — Meister a. a. D. W. Zt. LXV <sup>1</sup> 233.

Freilich, die breiten Schichten des Volkes betrachteten diese Bemühungen, Aufklärung und Bildung zu verbreiten, mit entschiedener Abneigung. Die idealistische Anteilnahme, die das gebildete Bürgertum beispielsweise in Berg und Mark jenen Bestrebungen entgegenbrachte, vermiffen wir in den Stiftslanden. Dem wohlhabenden Bürgertum blieben geistige Interessen hier im allgemeinen fremd. Dem Wiener gleichend, meinte Gruner<sup>173)</sup>, liebe auch der Münsteraner vor allem einen gut besetzten Tisch und eine Flasche guten Weines. Man genoß die Freuden des Daseins in aller Behaglichkeit. Auch die Geistlichkeit war geneigt, zu leben und leben zu lassen. Gruner und Perthes, die sich über die Sittenlosigkeit der Münsteraner entrüsteten, sind wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen, Baston muß zwar über einige Extravaganzen der Landpfarrer, die ihm nicht gefallen wollten, bedenklich den Kopf schütteln, bei Berghaus endlich, der zwar einige Anekdotchen von geistlichen Herren pikant zu erzählen weiß, macht Münster doch im ganzen einen recht ehrbaren Eindruck<sup>174)</sup>.

Ueber den hohen Klerus läßt sich im allgemeinen urteilen, daß er der Zeitströmung, dem Rationalismus und der Aufklärung, huldigte. Die hochadeligen Herren der Domkapitel, die, oft an mehreren Stiftern zugleich präbändiert, häufig außer Landes weilten, die wußten, wie es in der großen Welt zugeht, in deren Händen die Fäden der inneren und äußeren Politik ihrer Staaten zusammenliefen, mußten sich natürlicherweise mehr als große weltliche Herren, denn als geistliche fühlen. Der Hamburger Buchhändler Perthes, der in den vornehmen Kreisen Münsters Eingang gefunden und den dort herrschenden Geist kennen gelernt hatte, sei es nun aus Urteilen seiner Freunde, sei es aus eigenen Beobachtungen, äußerte sich später: „Es war eine andere Zeit als jetzt. Die holsteinischen Familien standen als christlich gesinnte vereinzelt und ebenso der Gallizin-Drostesche Kreis. Mit Ausnahme der Familie Kerschenbrock nahmen die Domherren und anderen Vornehmen Münsters die Kirche als Weltleute“<sup>175)</sup>.

Ähnlich war der Zustand in den meisten katholischen Ländern Deutschlands. Im allgemeinen war die Geistlichkeit bemüht, das Volk in Unwissenheit und Abhängigkeit zu erhalten, geistiges Leben zu ersticken<sup>176)</sup>. Denn wer einmal von den Tendenzen der neuen Zeit ergriffen wurde, der ging meist der Kirche verloren. In den Kreisen des hohen deutschen Klerus regte sich von neuem ein Geist des Widerstrebens gegen die Allmacht des römischen Stuhles, der an die Zeiten der großen

<sup>173)</sup> II 58.

<sup>174)</sup> Gruner II 65. — Perthes Leben 80. — Baston II 275 ff. — Berghaus II 174 ff.

<sup>175)</sup> Perthes Leben 80.

<sup>176)</sup> Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. I 127.

Konzilien des 15. Jahrhunderts erinnert. Deutsche Erzbischöfe führten Rom gegenüber eine Sprache, die seit Jahrhunderten unerhört war<sup>177</sup>). Man wagte es wieder, den Gedanken einer deutschen Nationalkirche zu fassen. Im Jahre 1763 erschien die Schrift des Trierer Weibischofs von Hontheim „Ueber den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes“<sup>178</sup>). Hierin wurde die Stellung der Kurie heftig angegriffen. Der Papst sei nicht der Herr der Kirche, sondern nur der vornehmste Bischof. Ueber ihm stehe das allgemeine Konzil. So laute der klare Spruch der Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel. Deshalb mußten die Rechte der Bischöfe, die diesen von den Päpsten widerrechtlich geraubt seien, wiederhergestellt werden<sup>179</sup>). Die Kurie blieb zwar zunächst Sieger in dem Kampf. Hontheim wurde zum Widerruf gezwungen, als bekannt wurde, daß die anonym erschienene Schrift von ihm herrühre. Auch die Erzbischöfe, die 1786 in den Emser Punktationen gegen die willkürlichen Eingriffe der Kurie in ihre Metropolitanrechte protestiert hatten, mußten sich schließlich unterwerfen. Doch die auf Erneuerung und Umgestaltung des katholischen Kirchenwesens gerichteten Tendenzen waren damit keineswegs beseitigt.

Im Münsterlande indes vermochten sie keinen großen Einfluß zu gewinnen. Ihr Vorkämpfer in späterer Zeit, Georg Hermes, war zwar ein Münsterländer, und hat auch an der Landesuniversität einige Jahre gewirkt, aber es ist doch bezeichnend, daß er sich hier nicht halten konnte und nach Bonn ging<sup>180</sup>). Einen entschiedenen Anhänger fanden sie in damaliger Zeit in Münster nur an dem Domdechanten Spiegel, dem späteren Erzbischof von Köln und Beschützer der Hermesianer<sup>181</sup>).

Spiegel lebte ganz in den Ideen der Aufklärung. In ihrem Geiste wünschte er wirken zu können „für Wissenschaft und intellektuelle Kultur“, aber auch für die Veredelung der religiösen Begriffe in seinem Sinne<sup>182</sup>). „Er hatte das Licht der Aufklärung nicht von sich abgesperrt, wie andere seiner Kapitelsgenossen“, erzählt Berghaus. „Aufgeklart war er als Priester nicht weniger wie als Staatsmann“<sup>183</sup>). Er war ein abgefagter Feind der Orthodoxen. Sein Hauptgegner wurde

<sup>177</sup>) Ebd. I 283.

<sup>178</sup>) Justinii Febronii De Statu Ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis Liber singularis.

<sup>179</sup>) Vgl. Caput I § 5: Formam ecclesiae non esse Monarchicam ex sacra scriptura demonstratur § VI: Potestas clarius universitati ecclesiae a Christo dato est. Illam haec per ministros suos exercet, inter quos Romanus pontifex primarius quidem est nihilo tam en mini universitati subordinatus. Caput VI § 1: . . . Romanum Pontificem Generalibus Synodis subjectum esse Constantiense et Basileense Concilium aperte definiverunt, . . . Episcopi in concilio sunt Coniudices non Consultatores Papae.

<sup>180</sup>) Kappen, Erinnerungen eines alten Münsteraners. 32 ff.

<sup>181</sup>) Allg. d. Biogr. XXXV 149 ff.

<sup>182</sup>) Berghaus I 458.

<sup>183</sup>) Berghaus II 206 ff.

jener Freiherr von Droste-Bischoff, der später als sein Nachfolger auf dem Kölner Erzstuhl den Kirchenstreit mit der preussischen Regierung heraufbeschwor. In einem an den Freiherrn vom Stein gerichteten Briefe aus den ersten Jahren der französischen Okkupation Münsters schrieb Spiegel<sup>184</sup>): „Graf Merveld . . . und ein nur mit dem physischen Höllenfeuer bekannter Freiherr von Droste-Bischoff — beide Antagonisten meiner Person — sind mir als Universitätskuratoren beigelegt. Niedrige Pfaffheit hat hier die Oberhand, — ich rechne nicht lange mehr in dieser Lage zu bleiben.“ In der Zerrüttung des preussischen Staates, sagte er, liege das Grab seiner Wirksamkeit. Seinem Wunsche, teilzunehmen „an dem großen Geschäfte der Reformation des katholischen Kirchenwesens“ müsse er nun entsagen. Durch solche Gesinnung schuf sich Spiegel unter dem münsterischen Klerus eine mächtige Gegnerschaft. Nicht allein die Droste-Bischoff und Merveldt standen gegen ihn, auch von Fürstenberg schied ihn eine weite Kluft. Man nannte ihn einen „verkappten Lutheraner“, der sich von den Preußen habe bestechen lassen<sup>185</sup>). Derartige Ausstreuungen mochten im Volke dann leicht Gehör finden<sup>186</sup>).

Gewaltig fortwirkenden Einfluß gewann eine andere geistige Bewegung, die in jener Zeit von Münster ausging, deren Anhänger, zwar von der Aufklärung stark beeinflusst, doch in offenen Gegensatz zu ihr traten, indem sie den Forderungen des Zeitgeistes nur soweit Berechtigung zuerkannten, als sie sich mit den ihnen unantastbaren Lehren und Forderungen der katholischen Religion vereinigen ließen<sup>187</sup>). Auch sie suchten für die Hebung des Volkes in materieller und kultureller Hinsicht zu wirken, vor allem durch Verbesserung des Schulwesens. An der Spitze aber stand ihnen bei alle diesem die Vertiefung und Befestigung der religiösen Begriffe, aber nicht in rationalistischem, sondern in dogmatischem Sinne. Denn darin bestehe die wahre Aufklärung. Durch die strengste Erfüllung der äußeren Gebote ihrer Kirche, wie durch ihr Leben und Handeln wollten sie zeigen, daß die katholische Religion in ihnen noch eine lebendig wirkende Kraft war<sup>188</sup>).

Mittelpunkt dieses Kreises war die Fürstin Gallizin<sup>189</sup>). Sie muß wohl eine bedeutende Frau gewesen sein, denn auf ihre Zeitgenossen machte sie den stärksten Eindruck, mochten sie nun in ihrer Weltanschauung

<sup>184</sup>) Berg I 459.

<sup>185</sup>) Berghaus II 206 ff.

<sup>186</sup>) Rappen a. a. O. 19. — Ueber Spiegel vergl. noch die Allg. d. Biogr. XXXV 149—155.

<sup>187</sup>) Esch, Franz von Fürstenberg. In Bibl. der katholischen Pädagogik, IV 94.

<sup>188</sup>) Vergl. Goethes Schilderung in der „Kampagne in Frankreich“. Werke XV 416.

<sup>189</sup>) Katerkamp, Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Gallizin, Münster 1828. — Allg. d. Biogr. VIII 338 ff.

ihr verwandt sein, oder ihr scharf gegenüber stehen. Zu den Philosophen Hemsterhuyus und Hamann unterhielt sie enge Beziehungen. Graf Friedrich Leopold Stolberg fühlte sich von dem Tage an, da er die Fürstin kennen lernte, unwiderstehlich in ihren Bann gezogen<sup>190)</sup>. Diese Freundschaft wurde die Entscheidung seines Lebens. In dem Hause der Fürstin Gallizin ist Stolberg im Jahre 1800 zum Katholizismus übergetreten. Selbst Goethe konnte ihr seine Achtung und Bewunderung nicht versagen, so lebhaft er auch den inneren Gegensatz empfinden mochte, der ihr beider Denken und Fühlen schied<sup>191)</sup>.

Anderer wieder machten aus ihrer Abneigung kein Hehl. So nannte der Freiherr vom Stein die Fürstin eine „äußerst stolze, bigotte, überspannte Frau, die ihre Anhänger in blinder Abhängigkeit erhalte“. Er klagte über die Ränke und den Fanatismus ihres Kreises<sup>192)</sup>. In gleicher Weise urteilt Berghaus<sup>193)</sup>.

Die Ideen des Gallizinschen Kreises vermochten nun dadurch bedeutenden Einfluß auf die Leitung des münsterschen Staates zu gewinnen, weil zu ihm auch der Mann zählte, der die Seele dieses Staates war, Freiherr von Fürstenberg.

Fürstenberg nimmt in der Geschichte des Katholizismus eine eigentümliche Stellung ein. Er steht auf der Grenze zweier Zeitalter.

Seitdem Reformation und Gegenreformation die deutsche Nation gespalten hatten, war die geistige Entwicklung in beiden Hälften getrennte Wege gegangen. Die Jesuiten begründeten auf der Grundlage der lateinischen Sprache im Anschluß an den Humanismus eine dialektisch-formale Bildung, in der sie Glänzendes leisteten, deren schließliche Erstarrung sie jedoch nicht zu hindern vermochten, da eine Weiterentwicklung unterbunden war. Im 18. Jahrhundert kam dann die geistige Führerschaft Deutschlands an die protestantischen Länder. Was hatte das katholische Deutschland aufzuweisen neben den protestantischen Universitäten, wie Halle, Leipzig, Göttingen? Thomasius in Halle war der erste, der das alte scholastisch-lateinische Gewand der Vorlesungen fallen ließ und deutsch zu seinen Hörern redete. Dazu kam dann der glänzende Aufschwung der Literatur auf allen Gebieten, deren Schöpfer durchweg Protestanten waren. Diesen Männern hatte der Katholizismus nichts gleiches entgegenzustellen, und darin lag eine ungeheure Gefahr für ihn. Das niedere Volk hing zwar mit Zähigkeit an seiner Religion und ihren Gebräuchen, lebte aber dabei in gänzlicher Unwissenheit. Wo

<sup>190)</sup> Janssen, Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geist der Kirche, I 268.

<sup>191)</sup> Goethe a. a. XV 414, 425.

<sup>192)</sup> Lehmann, Stein I 278.

<sup>193)</sup> III 30 ff.

dagegen in den höheren Klassen geistige Interessen sich regten, da drohte sofort die Gefahr, daß daraus Entfremdung, wenn nicht Feindschaft gegen die Kirche entstünde.

Fürstenberg nun war ein überzeugter Katholik, die Religion war es, die, wie Stolberg sagte, „sein Herz erhellte und durchglühte“<sup>194)</sup>. Im vollen Besitze der Bildung seiner Zeit<sup>195)</sup> pflegte er mit den bedeutendsten Männern persönliche Beziehungen. Er sah wohl ein, daß das katholische Deutschland seinen bisherigen Zustand der Abschließung gegen jeden frischen Luftzug geistigen Lebens nicht aufrechterhalten durfte. Er wünschte, daß auch sein Land an den Fortschritten der Kultur teilnehme. Doch sollte dies nie zum Schaden der Religion sein, denn „wahres Volksglück ohne Religion, ohne Bildung auf der Grundlage der Religion“ dünkte ihn unmöglich<sup>196)</sup>.

Ein Grundfaß von gewaltiger Tragweite! Fürstenberg gelangte, wenn auch schwerlich mit vollem Bewußtsein, dazu, den Zusammenhang und die gleichmäßige Fortentwicklung der deutschen geistigen Bildung zu durchbrechen, neben und im Gegensatz zu der freien, philosophisch gerichteten Bildung, wie sie von dem protestantischen Deutschland ausgehend sich entwickelt hatte, ein spezifisch katholisches Geistesleben zu erwecken. Der Gedanke, daß die Lehren der Religion die Grundlage und die Richtschnur für jedes wissenschaftliche und geistige Streben bilden müßten, beherrschte Fürstenbergs gesamte Tätigkeit, sei es nun, daß er die Volksschule reformierte, oder daß er eine Universität ins Leben rief. So abhängig er im allgemeinen in seinen Theorien über das Erziehungswesen von Jean Jaques Rousseau war, hinsichtlich der Bewertung der Religion trat er in geradem Gegensatz zu den Forderungen jenes großen französischen Denkers, er wollte im Anschluß an die Lehren des Comenius die gesamte Ausbildung des Menschen aus dem Gesichtspunkte der Vorbereitung auf das Jenseits betrachtet wissen<sup>197)</sup>.

Von Fürstenbergs Reform des Volksschulwesens im Münsterlande war bereits die Rede. Sie war der Abschluß seines Kulturwerkes, das mit der Neugestaltung des münsterschen Gymnasiums und der Gründung der Universität begonnen hatte. Die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773 gab der Regierung die Mittel in die Hände, die jene Schöpfungen erst möglich machten. Die reichen Mittel dieses Ordens, die jetzt frei waren, wurden in einen Studienfonds umgewandelt, dem später noch das Vermögen des mit päpstlicher Genehmigung aufgehobenen adeligen Frauenstifts Ueberwasser zu Münster hinzugefügt wurde<sup>198)</sup>. 1776

<sup>194)</sup> Janssen a. a. D. I 269.

<sup>195)</sup> Esh 85.

<sup>196)</sup> a. a. D.

<sup>197)</sup> Hardewig a. a. D. 26.

<sup>198)</sup> Erhard, Geschichte Münsters 600. — Galland, Münsterische Zeit und Lebensbilder. In Hist. pol. Bl. LXXXII 443 ff.

erschien die neue Schulordnung für das Gymnasium, im wesentlichen ein Werk Fürstenbergs<sup>200</sup>). Der Unterrichtsplan umfaßte von nun an neben den alten Sprachen, die gegen früher zurücktraten, Mathematik, Deutsch, Naturwissenschaft, Psychologie, Logik, Aesthetik und Geschichte<sup>201</sup>). Vornehmster Gegenstand der Belehrung sollte aber stets die Religion bleiben, denn vor allem „gläubige Menschen“ wollte man bilden<sup>202</sup>).

Auf das Gymnasium baute Fürstenberg die Universität auf<sup>203</sup>). Beide Lehranstalten waren genau aufeinander zugeschnitten und berechnet. Hier tritt auch ein starker partikularistischer Zug an Fürstenberg hervor. Jeder Münsterländer, wünschte er, solle fortan die Möglichkeit haben, in seiner Heimat sich in allen Wissenschaften völlig auszubilden. Auch befürchtete er von dem ungebundenen Leben und der absoluten Freiheit der Forschung an den berühmten „ausländischen“ Universitäten eine Gefährdung gerade dessen, was ihm am meisten am Herzen lag, der strengen Sitte und der religiösen Gesinnung<sup>204</sup>).

Mit päpstlichen und kaiserlichen Privilegien ausgestattet, konnte die neue Hochschule zu Münster im Jahre 1780 eröffnet werden<sup>205</sup>). Sie sollte in erster Linie der Befestigung und Reinigung der katholischen Glaubenslehre dienen, dann aber den Strom der Bildung und Wissenschaft der neuen Zeit auch dem katholischen Westfalen zuführen. Daß an der Universität eines geistlichen Staates nur Katholiken einen Lehrstuhl erhalten konnten<sup>206</sup>), war selbstverständlich, neu dagegen die scharfe Betonung des konfessionellen Momentes<sup>207</sup>), indem der Lehre der Kirche eine führende Stellung eingeräumt wurde.

Als die hervorragendsten Gelehrten der jungen Universität werden uns Anton Matthias Sprickmann<sup>208</sup>) und Johann Christoph Schlüter<sup>209</sup>) gerühmt. Bruner nennt Sprickmann einen Gelehrten von außerordentlichen, besonders historischen Kenntnissen. Sein Kolleg über Reichsgeschichte und Lehnsrecht werde schwerlich auf irgend einer deutschen Universität besser gelesen<sup>210</sup>). Auch als Dichter war Sprickmann in seinen jüngeren Jahren hervorgetreten. Dabei hatte er sich dem Göttinger Hain-

<sup>200</sup>) Verordnung, Die Lehrart in den unteren Schulen des Hochstifts Münster betreffend. Bei Esser, Franz von Fürstenberg 226 ff. — Hardewig a. a. D. 56.

<sup>201</sup>) Esser a. a. D. 233. — Esch a. a. D. 92, 166, 171. — Hardewig 58.

<sup>202</sup>) Hardewig a. a. D. 58, 59.

<sup>203</sup>) Vergl. besonders Pieper, Die alte Universität Münster 1773—1818.

<sup>204</sup>) Esser a. a. D. 259.

<sup>205</sup>) Ebd. — Pieper a. a. D. 15.

<sup>206</sup>) Esser a. a. D. 245.

<sup>207</sup>) Hardewig a. a. D. 72.

<sup>208</sup>) Benhofen, Sprickmann als Mensch und Dichter. Münster 1910.

<sup>209</sup>) Anton Mloys Schlüter, Mitteilungen aus dem Leben Johann Christoph Schlüters. Münster 1845. — Berghaus II 228 ff.

<sup>210</sup>) Bruner II 174.

bunde angeschlossen. Von seinen Schauspielen hatte „Der Schmuck“ den meisten Erfolg<sup>211)</sup>.

Schlüter war zuerst mit Uebersetzungen lateinischer Historiker, des Sallust und Tacitus hervorgetreten. Sein bedeutendstes Werk wurde dann seine „Römische Geschichte nach den Sallustischen Fragmenten des de Brosse“<sup>212)</sup>. Seine Vorlesungen über die Theorie des deutschen Stils sowie deutsche Literaturgeschichte waren, im Zeitalter Goethes und Schillers, in Münster etwas ganz neues und wurden stark besucht<sup>213)</sup>. Gruner rühmte die vortreffliche Ausarbeitung und den guten Vortrag<sup>214)</sup>. Hervorzuheben wäre noch, daß Schlüter als Mitarbeiter an einer Reihe von Zeitschriften auch eine rege publizistische Tätigkeit ausübte<sup>215)</sup>.

Erwähnungen verdienen auch der Altphilologe Ristemaker, die katholischen Theologen Clemens Becker, Brockmann, in der Folgezeit Katerkamp und Hermes<sup>216)</sup>.

Großes Ansehen in Deutschland konnte die Hochschule nicht gewinnen. Dazu war doch ihr Wirkungskreis zu beschränkt. Wo die gesamte Wissenschaft nur als die Dienerin einer Konfession erschien, da konnte sie sich nicht frei und selbständig entwickeln. Der Einfluß dieser Universität endigte an den Grenzen ihres Landes.

So zeigte Westfalen bei den mannigfaltigen, religiösen, geistigen, politischen Unterschieden, die zwischen den einzelnen Teilen obwalteten, im kleinen dasselbe Bild wie das ganze deutsche Reich im großen. Sehen wir zu, ob trotz alledem sich nicht doch ein gemeinsames Stammesbewußtsein durch die Jahrhunderte hindurch erhalten hatte!

□□□□

<sup>211)</sup> Ebd.

<sup>212)</sup> Sallusts Römische Geschichte nach de Brosse, mit Anmerkungen. 5 Bde. Osnabrück 1799—1803. Siehe Berghaus II 233.

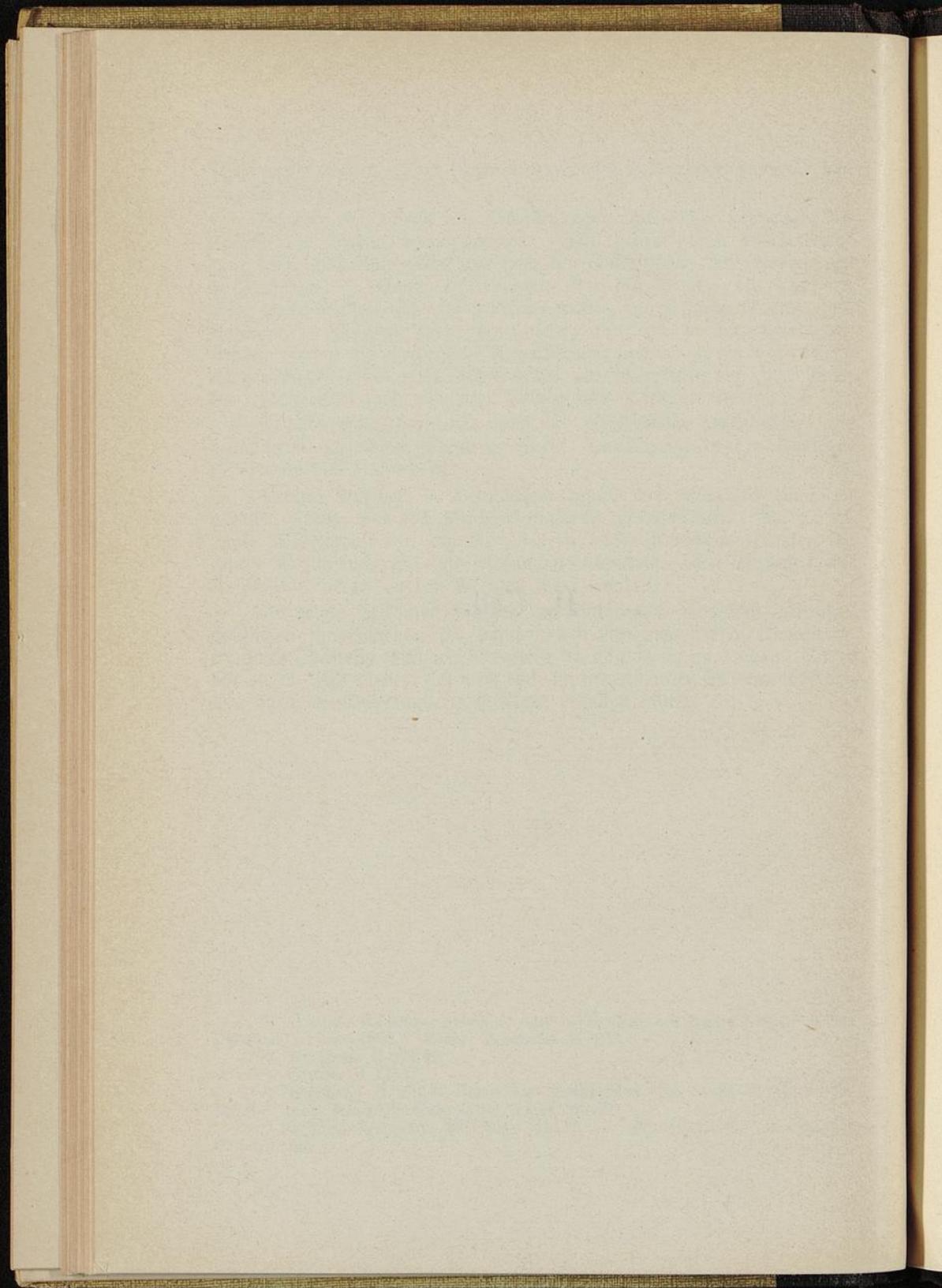
<sup>213)</sup> Berghaus II 230 ff.

<sup>214)</sup> Gruner II 174 ff.

<sup>215)</sup> Berghaus II 233 ff nennt die Zeitschriften, an denen Schlüter Mitarbeiter war, sowie sämtliche Titel seiner Werke.

<sup>216)</sup> Erhard, Geschichte Münsters 614 ff. — Gruner II 175. — Rappen, Erg. 32, 33.

II. Teil.



# Die Wirkung der Aufklärung in Westfalen.

## 1. Kapitel.

### Weltbürgertum und Westfälischer Stammespartikularismus<sup>217)</sup>.

Der Charakter des 18. Jahrhunderts war weltbürgerlich, zumal in Deutschland, wo ein starker nationaler Staat überhaupt nicht vorhanden war. Da die Fürsten darauf hinarbeiteten, ihre Länder zu sich selbst genügenden Staatswesen auszubilden und die alten Zusammenhänge des Reiches zu lockern, so konnte es nicht ausbleiben, daß das einst rege Nationalgefühl der Deutschen, das noch ein Jahrhundert früher lebendigen Ausdruck gefunden hatte, immer mehr dahinschwand. Auch in Westfalen waren die Gebildeten stark kosmopolitisch gesinnt. „Ich glaube, daß die Vaterlandsliebe in Deutschland nicht gesunken, vielmehr gestiegen sei; aber die Holländer und Franzosen haben es durch Mißbrauch dahin gebracht, daß es unter uns eine ziemlich zweideutige Ehre ist, ein Patriot zu sein“. So schrieb im Jahre 1800 ein Mitarbeiter im Westfälischen Anzeiger<sup>218)</sup>. Mitleidig sah der Deutsche auf die Völker hin, die in nationalen Vorurteilen befangen, sich nicht mit ihm zu der gleichen Höhe reinen „Menschentums“ erheben konnten. Gruner, der sich in den schlimmsten Zeiten der Fremdherrschaft als echter Patriot bewährte, der die Franzosen glühend haßte, schrieb noch 1802 in der Vorrede zu seinem Buche über Westfalen<sup>219)</sup>: „Nicht einseitiger, falsch verstandener Patriotismus lebt in diesem Buche — reiner Kosmopolitismus, in und aus dem allein echte Vaterlandsliebe entsteht, hat es diktiert.“ Eigentümlicherweise hat gerade in dieser Zeit der deutsche Partikularismus seine stärkste Förderung und eigentliche Ausbildung erfahren. Wie läßt sich diese Erscheinung erklären? Da ist wieder Gruners Auffassung typisch. Er sagt, in seiner Weltanschauung stimme er ganz überein mit Hippel, der in seiner Selbstbiographie das als das Ziel seiner politischen Betätigung hinstellte, daß die Menschlichkeit sich verbreite, „daß Ehre

<sup>217)</sup> Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches, I 279.

<sup>218)</sup> S. 1411.

<sup>219)</sup> Justus Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens am Ende des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1802. I 6.

würde Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen<sup>220)</sup>. Wenn er bei solcher Grundanschauung seine Kräfte in den Dienst eines einzelnen Staates stellte, so tat er es in der Ueberzeugung, auf diesem Wege am ehesten zu seinem Zweck zu kommen. Denn dieser Staat, der preußische, erklärte Hippel, sei allein im Stande, Menschenrecht und wahre Aufklärung zu fördern. „Dies, sagt er, macht mich patriotisch, und aus Patriotismus werde ich politisch, so daß ich, ein Mensch und ein preußischer Patriot zu sein, für eins und dasselbe halte“<sup>221)</sup>. Indem Bruner diese Ueberzeugung teilte, tat er den für sein Leben entscheidenden Schritt. Er, der Dsnabrücker, trat in den preußischen Staatsdienst hinüber.

Es ist klar, daß der aus weltbürgerlichen Ideen hervorgegangene Patriotismus jener Zeit anderer Natur war, als das Nationalgefühl, das dem Deutschen der Gegenwart eigen ist. Der Kosmopolit, dessen Bestrebungen auf das Glück der ganzen Menschheit gerichtet waren, sah doch ein, daß er, der Einzelne, nur in einem beschränkten Kreise zu dem großen Zwecke mitwirken könne. Deshalb schloß er sich einem einzelnen Staate an, wo er am ehesten ein Feld für seine Wirksamkeit fand. Für das Reich, das tatsächlich längst nur noch eine lose Föderation war, mußte diese Entwicklung verhängnisvoll werden, denn jeder Fortschritt war seit den letzten Jahrhunderten stets nur von den fürstlichen Territorien ausgegangen. Deren Bestrebungen liefen aber darauf hinaus, zu der tatsächlichen auch die rechtliche Unabhängigkeit zu erlangen, was im letzten Ende zur Auflösung des Reiches führen mußte und führte.

Daneben erhielt sich im westlichen und südlichen Deutschland ein gewisser Stammespartikularismus. Noch bestand die alte Kreisverfassung, die sich in diesen Gebieten immer eine gewisse Bedeutung bewahrt hatte und erst zuletzt in den Revolutionskriegen für die Verteidigung Deutschlands wichtig gewesen war. Denn hier besaß die große Masse der Kleinstaaten doch nur ein ganz beschränktes Territorium. Für sie bestand die Notwendigkeit der Einordnung in einen größeren Zusammenhang. Zu einer selbständigen Existenz allein auf sich gestellt waren nie die Klein-, sondern höchstens die Mittelstaaten befähigt, d. h. für die damalige Zeit, Hannover, Sachsen, Pfalz-Bayern, allenfalls noch Hessen und Württemberg.

So lagen die Dinge auch in Westfalen. Trotz aller religiösen und politischen Verschiedenheiten fühlte man sich doch als zusammengehörig, empfand man Westfalen als ein einheitliches Ganze. Da man als Westfalen alle Länder des westfälischen Kreises ansah, ging man sogar über das eigentliche Stammesgebiet erheblich hinaus. Keiner, der je den engen

<sup>220)</sup> Hippel, Biographie, Gotha bei Perthes 1801, Seite 157. — Siehe Bruner I 10.

<sup>221)</sup> Bruner I 10 ff.

Bezirk seiner Heimat überschritten und sich einen weiteren Blick erworben hatte, konnte sich damit begnügen, sein Wirken an den Grenzen des kleinen Staates, dem er durch seine Geburt angehörte, endigen zu sehen. Man richtete seine Augen auf das ganze Vaterland und darunter verstand man eben Westfalen. „Vaterland, süßer Name, schrieb der Westfälische Anzeiger, du Erdstrich, wo wir zuerst atmeten, zuerst das Tageslicht erblickten . . . , wessen Herz schlägt nicht wärmer bei dem Andenken an dich? Wer wünschet dich nicht glücklich, wer opfert nicht alle Kräfte deinem Wohle? Ja Westfalen, unser Vaterland, dieses sind die Empfindungen auch deiner Bewohner, deiner Kinder. Alle deine Bewohner, von einer Grenze zur anderen vereinigt ein Band, das Band der Vaterlandsliebe. Wir alle sind Brüder“<sup>222</sup>). Das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Westfalen war auch in den preußischen Teilen nicht minder lebhaft unbeschadet der warmen Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern und den preußischen Staat. Wir sahen, wie verschieden die Verhältnisse hier im Westen der Monarchie von denen im Osten waren. Ihre zersplitterte geographische Lage, ihre wirtschaftlichen und kulturellen Zustände wiesen die westlichen Provinzen mit zwingender Notwendigkeit auf Zusammenschluß mit den Nachbargebieten hin. Der Freiherr von Vincke schrieb als junger Student im Jahre 1794 zu Erlangen in seinem Tagebuch, indem er einen Plan seines Lebens entwarf: „Ich gehöre zunächst meinem Vaterlande an, ihm ward ich geboren, es beglückte meine Väter, ihm will auch ich dienen, ihm meine rastlose Tätigkeit weihen und so der mir stets eigentümlichen Anhänglichkeit für alles, was Westfalen betrifft, genügen. Ich könnte auch im Genuß der größten Ehre, des glänzendsten Reichthums außer Westfalen nicht glücklich sein . . . . Eine nützliche Tätigkeit in meinem Vaterlande, das ist der bescheidene Wunsch meiner Seele; es steht noch hinter manchen Teilen Deutschlands zurück, aber es enthält die Kräfte, es allen zuvor, wenigstens gleich zu tun.“ Westfalen, wünschte er, solle einmal ein Bild der vollkommensten Einrichtungen geben, Fabriken, Handlung, Schiffahrt in gleicher Weise, wie die Wissenschaften blühen, und damit verbunden müsse „eine glückliche, gemeinnützige Aufklärung bis in die niedrigsten Klassen verbreitet werden“, gute, unverdorbene Sitten und ein rühmlicher „Nationalcharakter“ würden den Westfalen vor andern dereinst auszeichnen<sup>223</sup>).

Bitter empfand man es, wie wenig Westfalen im übrigen Deutschland geachtet war. Im 18. Jahrhundert spielte es sozusagen die Rolle eines deutschen Böttchens<sup>224</sup>). Man wurde nicht müde, „das Land der Schinken und Würste“ zu verspotten. Ja weit über Deutschlands Grenzen hinaus stand Westfalen in dem üblen Rufe der Kulturlosigkeit und

<sup>222</sup>) Westfälischer Anzeiger 1799, Seite 829.

<sup>223</sup>) Bodelschwingsh 3.

<sup>224</sup>) Probst, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts 17 ff.

Barbarei. Bekannt ist das Urteil Voltaires<sup>225</sup>). Dabei waren aber doch in den letzten Jahrzehnten die größten Fortschritte gemacht worden, ohne daß man die Anerkennung erlangt hätte, die man beanspruchen konnte. Westfalen, abseits gelegen, wurde nur wenig besucht, die meisten kannten es eben nur vom Hören. Gruner meint, man werde sich wundern, daß er sich gerade Westfalen zur Darstellung gewählt habe. „Vorzüglich, sagt er, weil es eine der wenigst bekannten deutschen Provinzen, für manche Deutsche eine wahre terra incognita, der näheren Schilderung aber, wie ich glaube, besonders wegen seiner verschiedenartigen Kultur, äußerst wert und endlich, weil es mein Vaterland ist“<sup>226</sup>). An landschaftlicher Schönheit, dünkte ihn, könne seine Heimat mit jedem andern Lande wetteifern. Einen tiefen Eindruck empfand er davon auf den Bergen an der westfälischen Pforte<sup>227</sup>). Auch andere rühmten die Naturschönheiten Westfalens<sup>228</sup>). Wer Frankfurt, Düsseldorf und die herrlichen Rheingegenden schon sah, wer in Pyrmont die Freuden des Sommers, in Münster die Vergnügungen des Winters schon genoß, der möge eine Fußreise machen „zu den großen Naturszenen des hohen, rauhen, öden Wintergebirges“. Dort werde er ein Volk finden, bei dem sich „altdeutsche Verfassung und Sitten“ erhalten hätten, wie sonst nirgendwo. Er solle dann auch den „klassischen Boden“ auffuchen, wo die Cresburg, das Sinfeld, Teutoburg und Aliso seien, wo Karl der Große schlug und taufte, wo Hermann der Cherusker siegte, und wo es entschieden wurde, „daß Norddeutschland nie von jenseits des Rheins her durch Fremde erobert werden sollte“. Dort ständen „die heiligen Denkmale, die der unsterbliche Fürstenberg den Taten der Vorfahren der Westphälinger errichtet habe“. Wer von ihnen stamme, der fühle sich dort groß gegen jeden Deutschen, der vielleicht wähne, sein Land sei berühmter als Westfalen. Dort müsse „das kälteste Herz von heißer Vaterlandsiebe durchglüht werden“<sup>229</sup>). Die Westfalen, so wurde gesagt, seien ja auch die unverfälschten Nachkommen der alten Germanen<sup>230</sup>). Denn die Schilderung des Tacitus von Germanien paßte noch ziemlich genau auf das Westfalen der Gegenwart. Langer, schwerer Winter und ein kurzer Sommer herrschten in den Gebirgen des Süderlandes. Uralt

<sup>225</sup>) Voltaire, cahiers de lecture XII 1785: „Dans de grandes huttes, qu'on appelle maisons. on voit des animaux, qu'on appelle hommes, qui vivent le plus cordialement du monde pêle-mêle avec d'autres animaux domestiques. Une certaine pierre dure, noire et gluante, composée à ce qu'on dit d'une espèce de seigle, est la nourriture des maîtres de la maison.“ Siehe das Westf. Mag VII 242. — Vgl. Probst, a. a. D. 75 ff.

<sup>226</sup>) Gruner I 5.

<sup>227</sup>) Gruner I 153.

<sup>228</sup>) Vergl. auch Probst a. a. D. 35.

<sup>229</sup>) Magazin für Westfalen 1797, Seite 43 ff.

<sup>230</sup>) In den Briefen des Jakob Tollius über Westfalen (Amsterdam 1700) heißt es geradezu: „Wollte jemand zu Tacitus Buch einen Kommentar schreiben, so brauchte er nur zu den Westfalen zu gehen.“ Probst a. a. D. 17.

war die Markeneinteilung in Westfalen. Von allen deutschen Ländern meinte man, habe hier das platte Land wohl am wenigsten seine Gestalt seit den Zeiten der Römerherrschaft verändert<sup>231</sup>). Immer noch lebten die Bauern gleich den alten Germanen auf verstreuten Höfen. Wenn Tacitus von den Alten erzählte, sie hielten zahlreiches Vieh, aber von kleiner, unansehnlicher Rasse, so stimmte dies noch zu der Gegenwart<sup>232</sup>). Denn leider hatte man noch nie daran gedacht, zur Veredelung der Rasse auswärtiges Zuchtvieh einzuführen<sup>233</sup>).

Große Fortschritte, fand man, habe Westfalen aber in dem letzten Jahrhundert doch gemacht. Es brauche nur erst bekannt zu werden, schrieb Mallinckrodt<sup>234</sup>), so werde es sofort „einen bedeutenden Platz unter Deutschlands Provinzen einnehmen“. Zwar gebe es immer noch Teile Deutschlands, wie z. B. Sachsen, die vielleicht mehr Gelehrte aufweisen könnten. Mehr „äußerliche Politur der Sitten“ werde man anderswo finden, nirgends aber herrsche größere „Sittenreinheit, Einfachheit, Geradheit, mehr altdeutsche Treue und Biederkeit als in Westfalen. Auch in den untersten Volksklassen seien hier „die ersten und nötigsten Kenntnisse“ häufiger, sei mehr „wahre Aufklärung, allgemeine Bildung und Kultur, als im übrigen Deutschland“. Dies möge vielleicht dem Ausländer paradox klingen, jeder aufmerksame Beobachter aber müsse es zugestehen. „Ja, sagt er, diese Bemerkung gebe Schwungkraft uns zum Guten, sie lehre unser Vaterland uns schützen, belebe unsern Gemeingeist und sporne uns an, alle unsere Kräfte aufzubieten, das Glück desselben zu befördern.“

Die Werke Justus Möfers, seine patriotischen Phantasien und vor allem seine osnabrückische Geschichte, dann die westfälische Geschichte des märkischen Pfarrers Steinen, die Arbeiten des Minoritenmönchs und Essenschen Archivars Kindlinger hatten allgemein das lebhafteste Interesse für die geschichtliche Vergangenheit Westfalens, seine politische und kulturelle Entwicklung wachgerufen. Dies zeigen auch die gegen Ende des Jahrhunderts immer zahlreicher erscheinenden Zeitschriften. Zu nennen ist hier an erster Stelle das seit 1784 bestehende „Westphälische Magazin zur Geographie, Historie und Statistik“ mit seinen Fortsetzungen, das Peter Florenz Weddigen herausgab<sup>235</sup>), der anfangs Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt Bielefeld, dann das Pfarramt in Buchholz und später in Kleinbremen bei Minden übernahm. Diese Zeitschrift fand in der ersten Zeit außerordentlichen Anklang<sup>236</sup>). Sie zählte bald

<sup>231</sup>) Westfälisches Magazin 1786, Seite 261.

<sup>232</sup>) Germania V: tera pecorum fecunda, sed plerumque improcera . . . numero gaudent.

<sup>233</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1797, Seite 21.

<sup>234</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 811 ff.

<sup>235</sup>) Becker, Die Anfänge der Tagespresse in Dortmund. Dortmunder Beiträge XI 104 ff.

<sup>236</sup>) Sie besaß sofort 60—70 Mitarbeiter. Ebd.

an neunhundert Abonnenten aus allen Teilen Westfalens, ja sie war sogar weit über dessen Grenzen hinaus bekannt und geschätzt<sup>237</sup>). Es zeigte sich allerdings bald, daß die Schwierigkeiten für ein solches Blatt größer waren, als man nach den ersten günstigen Erfolgen annehmen konnte. Die Zeitgenossen waren doch meist noch nicht reif genug dafür. Jeder glaubte, seine Wünsche müßten in erster Linie befriedigt werden<sup>238</sup>). So kam es dahin, daß die Zeitschrift sich auf die Dauer noch nicht halten ließ und 1794 zu erscheinen aufhörte. Aber Weddigen ließ sich nicht entmutigen. Schon 1798 gab er das „Neue fortgesetzte Westphälische Magazin“ heraus und im folgenden Jahre verband er sich mit Arnold Mallinkrodt zur Leitung des „Magazins für Westfalen“. Mallinkrodt stammte aus einer alten Dortmunder Familie. Er hatte in Jena die Rechte studiert und war dann wegen seiner großen Befähigung in den Dortmunder regierenden Rat gewählt worden<sup>239</sup>). Er warf die Frage auf, welche Ursachen den Verfall seiner Vaterstadt verschuldet haben möchten<sup>240</sup>). Die Verfassung einer freien Reichsstadt sei doch sonst durchaus dazu angetan, das dauernde Glück ihrer Bürger zu begründen. Er fand, der Grund liege in dem Mangel einer vernünftigen Publizität, durch die alle Bürger zur tätigen Teilnahme am Regimente und den öffentlichen Fragen angeregt würden. So sah er sich veranlaßt, im Jahre 1796 ein Bürgerblatt, „das Magazin von und für Dortmund“ herauszugeben. Schon im Jahre 1797 erweiterte er es zu einer größeren Zeitschrift, die vor allem auch der wissenschaftlichen Behandlung historischer, geographischer und kulturgeschichtlicher Fragen gewidmet sein sollte. Daneben gründete er 1798, um auf weitere Kreise zu wirken, den „Westphälischen Anzeiger“.

Ueberblickt man den Inhalt der erwähnten Zeitschriften, so fällt zunächst die Fülle der kulturgeschichtlichen und historischen Aufsätze in die Augen. Das westfälische Magazin Weddigens brachte zahlreiche Abhandlungen über den Zustand fast aller Teile Westfalens. Minden-Ravensberg, die lippischen Grafschaften, die Bistümer Paderborn und Münster fanden Schilderungen. Arnold Kortum, der Jobiadendichter, hat einen Bericht über Bochum verfaßt. Weiter wurden die Städte Osnabrück, Warendorf, Rheda, Kleve besprochen. Ein interessanter Aufsatz des Predigers Müller zu Schwelm beschäftigt sich mit der Topographie der Grafschaft Mark. Die Kenntnis der Geschichte Westfalens wurde hauptsächlich durch Mallinkrodts Magazin befördert. Gleich der zweire Artikel des ersten Jahrgangs warf die Frage auf, was jetzt für

<sup>237</sup>) d'Estér 105.

<sup>238</sup>) Im Westfälischen Magazin XVI 351 berichtet Weddigen: „Der eine wünschte Gedichte, der andere einen lustigen Roman, der dritte andächtige Betrachtungen, und weil ich ihnen ihren Wunsch nicht erfüllen konnte, so hörten sie auf, das Werk . . . weiterhin durch Subskription zu unterstützen.“

<sup>239</sup>) d'Estér 190 ff.

<sup>240</sup>) Becker a. a. D. 110 ff.

die Geschichtsforschung der Grafschaft Mark geschehen solle. Es folgten Abhandlungen über die Bedeutung des Wortes „Mannlehen“, die Reformationsgeschichte von Dortmund und Osnabrück, die klevisch-jüdische Erbfolgefrage. Kindlinger schilderte die Grafschaft Mark in ihren Anfängen, brachte eine Geschichte der Herrschaft und Familie von Bolmstein, Johann Christoph Schlüter übersetzte die Germania des Tacitus. Ein Schreiben aus Paderborn beklagte die ungenügende Berücksichtigung der paderbornschen Geschichte. Auch Quellen zur Geschichte Westfalens wurden veröffentlicht, Dortmundische Annalen und „Belege“ zur Geschichte des Münsterischen Bischofs Bernhard von Galen und seines Nachfolgers Ferdinand von Fürstenberg.

In gleichem Maße wurden Wirtschafts- und Kulturgeschichte betrieben. Noch waren die glänzenden Zeiten des hanseatischen Bundes nicht vergessen. Zahlreich erinnerten die alten Kirchen, Rathäuser, Gilde- und Bürgerhäuser an den einstigen Reichtum der Städte. Man begann zu forschen, welche Gründe den großen Umschwung herbeigeführt hätten, der die stolzen Städte des Hellwegs, in denen einst Handel und Gewerbe blühten, zu dorfsähnlichen Ackerstädtchen erniedrigte<sup>241</sup>). Schon Möser hatte diese Frage aufgeworfen und behandelt<sup>242</sup>).

Die Revolution in Frankreich, die Befreiung der dortigen Landbevölkerung bewirkte es, daß man auch den einheimischen bäuerlichen Verhältnissen nun seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Eifer zuwandte. Kindlinger schrieb über das Entstehen der westfälischen Leibeigenschaft. Andere behandelten Tierfang und Jagdrecht. Man untersuchte einzelne Arten der Bauerngüter auf ihre Entstehung und Rechtsverhältnisse hin<sup>243</sup>). Energisch wurde im Westfälischen Magazin gegen Voltaires Urteil über die westfälischen Bauern protestiert und daran anschließend eine Beschreibung des westfälischen Bauernhofes gegeben<sup>244</sup>).

Das Wiedererwachen des geschichtlichen Interesses, die eingehendere Erforschung der mittelalterlichen Vergangenheit Westfalens rief dann allmählich eine Reaktion gegen die herrschende Zeitrichtung hervor, der das Mittelalter und alles, was es hervorgebracht hatte, finster und barbarisch erschien. Mit andern Augen als bisher betrachtete man die

<sup>241</sup>) Magazin für Westfalen 1779, Stück II 1: „Woher kam es, daß zur Zeit des hanseatischen Bundes in den Ackerstädten des Hellwegs Manufakturen blühten?“

<sup>242</sup>) Möser, Patriotische Phantasien I 7 ff: „Gedanken über den Verfall der Handlung in den Städten.“

<sup>243</sup>) Magazin für Westfalen 1798, Seite 520: „Ueber eine in der Grafschaft Mark sehr gewöhnliche Art der Bauerngüter, den Pachthof, dessen Verhältnisse gegen den Staat, den Hofherrn und den Bauern.“

<sup>244</sup>) Westfälisches Magazin 1786, Seite 242 ff: „Voltaire's Urteil über Westfalen nebst einer kurzen Zurechtweisung.“ Verfaßt von Weddigen. Eine geschichtliche Entgegnung schrieb auch Justus Möser unter dem Titel „Schreiben eines reisenden Franzosen an seinen Wirt in Westfalen“. Siehe Probst a. a. O. 77 ff.

Denkmale vergangener Zeiten. Viele alte Burgen, theils in Trümmern, theils noch leidlich erhalten, krönten die Berghöhen an der Ruhr und im Sauerland. Das 18. Jahrhundert hatte wenig Sinn für die Erhaltung solch alter Bauten gehabt. Als Festungen kamen sie längst nicht mehr in Betracht. Als Wohnsitze adliger Familien waren sie vielfach zu un bequem. So ließ man sie entweder verfallen, oder benutzte sie zu irgendwelchen Zwecken, zu denen sie noch gut schienen. Auch das Schloß von Altena, der Stammsitz der alten märkischen Grafen, von denen die Hohenzollern mütterlicherseits abstammten, hatte kein anderes Schicksal gefunden. Nach dem siebenjährigen Kriege sahen sich die Markaner in die Notwendigkeit versetzt, ein Provinzialgefängnis zu schaffen. Um dem verarmten Lande die Baukosten zu ersparen, erbat und erhielt man von dem Könige die Burg Altena hierzu. Mit der Sicherheit der Gefangenen war es hier freilich recht schlecht bestellt. Als um die Wende des Jahrhunderts nun plötzlich die öffentliche Ruhe und Sicherheit durch das Auftreten großer Räuberbanden Jahre lang gestört wurde, wandte sich die Aufmerksamkeit der Zeitungen auch auf das Landesgefängnis zu Altena. Man empfand es jetzt mit Beschämung, daß der einstige Wohnsitz der Fürsten des Landes nun gemeinen Verbrechern zur Behausung diene. Der Westfälische Anzeiger brachte einen Artikel „Die Burg Altena, was einst sie war, was jetzt sie ist“<sup>246)</sup>. Hier heißt es: Gewiß erwiesen die der Grafschaft eine Wohlthat, die ihr in guter Absicht die Kosten eines Landesgefängnisses ersparten. Sie verdienen sicherlich Dank. „Zwar hätten Briten und andere Völker, die einen andern Charakter und andern Nationalstolz als wir besitzen, den ehrwürdigsten Boden ihres Landes nicht dazu gewidmet und lieber einige Tausend Taler Schulden mehr gemacht. Wir Markaner denken anders und solider. Unser Charakter, unser Nationalstolz sind die: Wir benutzen eine Sache, gleichviel wozu, solange nur noch etwas an ihr brauchbar ist.“ Während man aber in keiner Chronik noch gelesen habe, daß jemals einer der gefangenen Ritter oder Knappen von der Burg entkommen sei, so habe sich das heute geändert. Die Hermandad des jetzigen Kriminalgerichts verstehe ihren Dienst nicht wie die alten Burgmänner; sie entließen die Verbrecher so häufig, daß diese „den Gang nach Altena als eine Promenade ansähen, von der man nach Belieben nach Hause gehen könne.“ Es wären wohl „die Geister der abgeschiedenen Edeln, die zürnend ob der Schmach ihrer hochberühmten Burg die Riegel öffneten und von ihr das Gefindel verjagten.“

<sup>246)</sup> Jahrgang 1800, Seite 193 ff.

## 2. Kapitel.

### Die öffentliche Meinung über den Wert und die Bedeutung der Publizität. Mallinkrodt's Westfälischer Anzeiger.

Wenn man das Empfinden hatte, daß es in Westfalen vorwärts gehe, und daß die Heimat den Vergleich mit andern Ländern nicht zu scheuen brauche — mochten immerhin noch mannigfache Mängel vorhanden sein, gegen die man eben noch täglich kämpfte — so glaubte man das nicht zum wenigsten den segensreichen Wirkungen einer aufgeklärten öffentlichen Meinung zu verdanken. „Das Licht ist durchgebrochen, ruft Gruner aus<sup>247)</sup>, löschen kann es keine Macht und kein Fanatismus; nur bedarf es der Richtung, die die Weisen und Guten ihm geben müssen, daß es leuchte und wohlthätig erwärme, nicht senge.“ In einem Berichte über die Zustände im Bistum Paderborn, der im Magazin für Westfalen erschien, wurde auch für die Pressefreiheit eine Lanze gebrochen<sup>248)</sup>. Es heißt darin: „Ein guter Fürst und eine weise Regierung dürfen die Freiheit, zu denken und zu schreiben, nicht fürchten. Die Wahrheit ist nur Bösen schrecklich, und selbst Lästerungen können demjenigen nicht nachtheilig sein, dessen Wohltaten die Nation genießt. Jeder Bürger ist dem Vaterlande die Anwendung seiner Talente schuldig, folglich ist auch jeder denkende Mensch verpflichtet, demselben die Früchte seines Nachdenkens mitzuteilen. Nichts ist also ungerechter, als dem Bürger zu verbieten, über sein und seiner Mitbürger Glückseligkeit nachzudenken und über wichtige Gegenstände zu reden und zu schreiben. Die Wahrheit gewinnt allemal bei der Untersuchung, und das Laster und Lügen allein haben Ursache, sich hinter dem Vorhange des Geheimnisses zu verstecken<sup>249)</sup>. Mallinkrodt eröffnete seine Zeitschrift mit einem Aufsatze, in dem er die Segnungen der Publizität vor Augen führte<sup>250)</sup>. Als er einst in tiefen Gedanken saß, erzählt er, und die vielen Uebel, die die Menschen drücken, vor seinen Blick traten, da erschien ihm plötzlich eine holde weibliche Gestalt. „Ich bin eine Freundin der Menschen, sprach sie, mein Name ist Publizität. Mein einziges Bestreben ist Menschen- und Bürgerglück, und sicher gedeihet es unter meinen Händen.“ Jahrhundertlang war sie gehaßt und verkannt. Die Menschen verbannten sie aus ihrer Mitte. Nun hatten alle Laster und Schandthaten freies Spiel. Ehemals freie Republiken wurden Despoten untertan. Ungestraft verhöhrte der Monarch „die Gesetze, welche die Schranken

<sup>247)</sup> Gruner II 74.

<sup>248)</sup> Unbedingte Freiheit für die Presse bezeichnet auch Genz in seinem „Sendeschreiben an Friedrich Wilhelm III.“ als „ein System, das einem wohlgeordneten Staate nie Gefahr bereiten könne.“ Siehe Heigel, Deutsche Geschichte II 256.

<sup>249)</sup> Magazin für Westfalen 1797, Seite 559.

<sup>250)</sup> Magazin für Westfalen 1797 I 1 ff.

seiner Gewalt bestimmten.“ Er stürzte die Großen, die den Gesetzen hätten Achtung verschaffen können. Mit dem Adel schloß er „einen schändlichen Pakt“. Für eigenen niedrigen Gewinn willigte dieser in die „zehnfache Plünderung seiner Untertanen“. Der Fürst durfte es wagen, seine Untertanen „dem Viehe gleich zur Schlachtbank in fremden Ländern zu verhandeln“. „Ehre und Ehrgefühl, die Grundpfeiler eines Staates“, erstarben. Der Gemeingeist schwand, an Stelle des Patriotismus trat Eigennuß. Und wie ein Uebel immer ein anderes erzeugt, so war auch damit das Unheil noch nicht erschöpft. „Der Aberglaube sah jetzt ein weites Feld vor sich. Man hörte auf, seine Gedanken über die Grundsätze und Lehren der Religion frei mitzuteilen, das Forschen nach Wahrheit wurde selten, Einzelne warfen sich zu Gesetzgebern des Glaubens auf und legten die Vernunft der Menschen in Ketten. Unwissenheit und Dummheit wurden allgemein, rotäugige Weiber wurden verbrannt und Gespenster schreckten die Menschen. — Ohne Scheu sogten Finanzbeamte der Untertanen Blut . . . kurz, der Vübereien schwarzes Heer überschwenmte den Erdball, trozend auf der Verborgenheit schwarzen Schleier.“ Wir sehen, Mallinkrodt holt seine Beispiele größenteils aus der jüngsten Vergangenheit. Denn wie lange war es her, daß das letzte Opfer des Heryenwahns gefallen war, oder daß deutsche Fürsten ihre Regimenter fremden Mächten vermieteten? Ohne es auszusprechen, meint Mallinkrodt wohl, daß solche Dinge nun unmöglich seien, da eine starke öffentliche Meinung sie verdamnte. Als die Menschheit dem Drucke des Unheils zu erliegen drohte, fährt er fort, erweckte der Genius der Menschheit von neuem die Publizität. Bald erkannte man ihre Wohlthätigkeit, ihrer Feinde Zahl ist nur gering. „Sittenverbesserung und Beförderung von Menschenglück“ ist ihr Wunsch, „Erhaltung der öffentlichen Ruhe, zugleich Verbesserung der Mängel“ ihr Zweck. Ihre Tochter ist die Aufklärung, „welche die Begriffe über Menschenglück, über Staatenwohl, über Religion und Tugend berichtigt und den Verstand des Menschen ausbildet“. Also ist „Preßfreiheit“, so schließt der Aufsatz, eine Hauptforderung der Zeit. Man darf sie weder stören, noch irgendwie beschränken, wenn einem die Wohlfahrt und das Glück der Völker am Herzen liegt.

Mallinkrodt verhehlte sich nicht, daß die Preßfreiheit auch starke Gegner besaß, deren Argumente schwer genug wogen. Wie wenn die Presse denn ihre Freiheit mißbrauchte durch zügellosen Angriff auf die Grundpfeiler der bestehenden Ordnung, auf Staat, Religion, Gesellschaft? Wenn sie unter dem Vorgeben, Licht und Aufklärung verbreiten zu wollen, „die Sitten vergiftete, die öffentliche Ruhe störte, Aufruhr, Meuterei und gewaltsame Umwälzungen“ anstiftete? Den Beweis, welches Unheil völlige Ungebundenheit anrichten konnte, hatte man ja vor Augen. Auch die große Bewegung in Frankreich war aus den edelsten Motiven hervorgegangen, wie rasch und fürchterlich aber hatte

sie sich dann entwickelt? Indem man die großen Ideen des letzten Jahrhunderts, die man in den drei Worten Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit zusammenfaßte, in Frankreich hatte verwirklichen wollen, war es zu einem allgemeinen Umsturz, wildestem Parteikampf, Königsmord und Bürgerkrieg gekommen. Dabei blieb die Bewegung nicht auf ihren Herd beschränkt, sie entzündete vielmehr einen Kampf, der halb Europa in Mitleidenschaft zog. Seit langen Jahren verheerte eine greuelvoller Krieg Mittel- und Süddeutschland, die Sitten verwilderten, der Wohlstand war erschüttert, die alten Ordnungen des Reiches hatten einen furchtbaren Stoß erhalten. Da mochten viele die letzte Schuld auf die Presse schieben, und Mallinkrodt konnte ihnen nicht Unrecht geben. Zwar sprach er die Forderung der Pressefreiheit aus, er warnte aber gleichzeitig vor der Preßzügellosigkeit, deren Charakter „die Frechheit“ kennzeichne. „Dieser Unholdin“, wehe, ruft er aus, Schande verfolge ihren Tritt, der Menschen Abscheu sei ihr Fluch!“ „Lasset euch nicht irre machen, ihr Menschen, so schließt er, strafet zwar, — dies ist mein Wunsch — die Preßzügellosigkeit, deren sich die Pressefreiheit bedient, aber störet die Pressefreiheit nicht, wenn euer Wohl, wenn euer Glück euch lieb ist“<sup>251)</sup>!

Solche Worte, die sich gegen falschen Uebereifer in der Bekämpfung der Presse richteten, waren nur zu berechtigt. Allgemein machte sich seit der französischen Revolution bei den Regierungen die Neigung zu schärferer Zensur geltend. Dabei traf man oft über das Ziel hinaus. Die Maßregeln, die man zur Verhinderung der Preßmißbräuche traf, verfehlten vielfach ihren Zweck. Sie hinderten die notwendige und nützliche öffentliche Diskussion über die herrschenden Zustände, beschränkten den Buchhandel und litterarischen Verkehr, die Erzeugnisse wirklich staatsfeindlicher Art aber wurden auf Umwegen doch gedruckt und verbreitet. Schon vor Ausbruch der Revolution in Frankreich war in Preußen das Wöllnersche Zensuredikt ergangen und hatte diese Wirkung gehabt<sup>252)</sup>. Unter Friedrich Wilhelm III. änderte sich das System wieder. Der König war geneigt, einer „bescheidenen Publizität“ Raum zur Wirkung zu geben, wie er dies in seinem Erlaß über den Westfälischen Anzeiger aussprach, über den preußische Beamte, die er wegen mangelnder Pflichterfüllung angegriffen hatte, sich beschwerten<sup>253)</sup>. Strenge Zensuredikte bestanden auch in Jülich-Berg. Man suchte hier nicht nur die eigene Presse zu unterdrücken, sondern vor allem der ausländischen den Ein-

<sup>251)</sup> a. a. D. — Aehnlich schrieb das Münstersche Gemeinnützige Wochenblatt (Jahrgang 1788 I. Stück): „Vernünftige Pressefreiheit ist das größte Glück, aber auch gemißbrauchte Pressefreiheit das größte Unglück für's Menschengeschlecht.“

<sup>252)</sup> Ludwig Häusser, Deutsche Geschichte I 265 ff. — Philippson a. a. D. I 404 ff.

<sup>253)</sup> Berger, Der alte Hartort 91. — d'Ester, Das Zeitungswesen in Westfalen 202.

gang zu wehren<sup>254</sup>). Selbst in dem Bistum Münster wurde jetzt die Zensur wieder schärfer gehandhabt, als unter Fürstenbergs Regiment. Jetzt mochte freilich bei den veränderten Zeitverhältnissen selbst Fürstenberg damit einverstanden sein. Als Generalvikar veranlaßte er die Anordnung von Gebeten „wider den auffallend neu erstandenen höchst verderblichen Geist“<sup>255</sup>). Das Münsterische Gemeinnützige Wochenblatt sah sich in dieser Zeit gezwungen, seine Spalten im wesentlichen mit erborgten Artikeln zu füllen. So konnte eine bedeutendere Zeitung hier nicht entstehen. Auch auf die Lesebibliotheken hatte man nun ein schärferes Auge. Man machte die Entdeckung, daß ein Weinhändler in Münster heimlich eine Leihbibliothek hielt, deren Katalog dem Räte nicht zur Genehmigung vorgelegen hatte, und hörte mit Schrecken, daß die Benutzer hauptsächlich Studenten waren, auf die sie notwendig den nachteiligsten Einfluß haben mußte. Schließlich gelang es Fürstenberg doch, ein Inhaltsverzeichnis in die Hände zu bekommen, in dem er dann „höchst verderbliche Bücher“ fand, Voltaires „Mädchen von Orleans“, Heines „Ardinghello“ und andere. Er schlug darauf dem Kurfürsten vor, diesen Händler durch Entziehung seiner Konzession zu bestrafen und für die Zukunft den Verkauf von Romanen und Komödien in öffentlichen Auktionen zu verbieten. Es erging danach eine Verfügung, nach der von allen Werken, die in einem derartigen Falle zur Versteigerung kommen würden, ein Verzeichnis angefertigt und der Zensur zur Einsicht unterbreitet werden sollte<sup>256</sup>).

Den günstigsten Boden für die Entwicklung einer bedeutenden politischen Zeitung bot immer noch die Reichsstadt Dortmund. Der Westfälische Anzeiger Mallinkrodt besaß hier doch größere Freiheit und war eher vor willkürlichen Eingriffen gesichert, zumal da sein Redakteur im regierenden Räte saß. Freilich galt es auch hier, möglichst die mächtigen Nachbarstaaten zu schonen<sup>257</sup>), die sonst in stande gewesen wären, von der schwachen Reichsstadt die Unterdrückung eines mißliebigen Blattes zu erzwingen. Das Schicksal eines hochbedeutenden journalistischen Unternehmens, der von dem Göttinger Professor Schlözer redigierten Staatsanzeigen, die die hannoversche Regierung unerwartet im Jahre 1794 verbot, stand warnend vor Augen<sup>258</sup>). Mallinkrodt war aber auch persönlich ein gemäßigter Mann, der von der Würde und Verantwortlichkeit der Presse durchdrungen war. Die Geschichte seiner Zeitung zeigt, daß er seinen Grundsätzen über Pressfreiheit auch in der Praxis treu blieb. Es scheint, daß vielen seiner Zeitgenossen seine vor-

<sup>254</sup>) Ebd. 27 ff.

<sup>255</sup>) d'Ester 29.

<sup>256</sup>) d'Ester 29.

<sup>257</sup>) Berger 89: „Der Dortmunder Rat . . . hatte schon durch besondere Verordnung von 1772 „das Räsionieren über gekrönte Häupter“ streng verpönt.“

<sup>258</sup>) Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens I 230.

sichtige Zurückhaltung, die Objektivität, die er immer zu bewahren suchte, wenig genehm war, daß manche lieber einen schärferen Ton vernommen hätten. Schon im ersten Jahr des Bestehens der Zeitung sah Mallinkrodt sich veranlaßt, seinen Lesern von neuem vor Augen zu halten, aus welchem Gesichtspunkte sie seine Zeitschrift betrachten müßten. Der Anzeiger soll für Westfalen „der Sprechsaal“ sein, „in welchem über alles, was das gesellige und bürgerliche Leben erleichtert, Menschenwohl befördert oder hindert, bescheiden und freimütig von jedem, der sich dazu eignet, gesprochen werden kann. Nur das, was gegen Religion, Staat und Obrigkeit ist, schließt der Westfälische Anzeiger gänzlich aus, und wenn er rügte, so betrafen diese Rügen keine Stände der Gesellschaft, nicht den geistlichen, den obrigkeitlichen Stand, sondern einzelne Mißbräuche, Anstößigkeiten, Torheiten“<sup>259</sup>).

Die journalistische Tätigkeit Mallinkrodts entsprang den Bestrebungen dieses Mannes, die aus speziell provinziellen Gesichtspunkten heraus sich auf die Hebung der westfälischen Heimat richteten. Was Schlözer mit seinen Staatsanzeigen für das Reich tat, das wollte er durch seine Zeitung für Westfalen leisten. Westfälische Vaterlandsliebe allenthalben zu wecken, alle Teile Westfalens einander näher zu bringen, war das Ziel, das er durch Verbreitung genauerer Kenntnis der einzelnen Provinzen, „Bekanntmachung guter, edler, patriotischer Handlungen seiner Bürger, Mitteilung und Beurteilung nützlicher und fehlerhafter Einrichtungen und Anstalten, Verbreitung alles Guten und Nützlichen“ zu erreichen suchte<sup>260</sup>). Während das Magazin mehr den Bedürfnissen gelehrter Leser dienen sollte, erklärte er als das unterscheidende Merkmal des Anzeigers die „Gemeinnützigkeit“. Auf keine Klasse von Lesern sollte er beschränkt sein, vielmehr von allen in gleicher Weise gelesen zu werden verdienen<sup>261</sup>). „Dem Gelehrten, dem Geschäfts- und Kaufmanne, dem Dekonomen, Künstler, Fabrikanten, Manufakturisten, kurz, jedem in seiner Lage“ will er „eine kurze Uebersicht von dem geben, was zur Erleichterung des geselligen und bürgerlichen Lebens als gut, geprüft, anwendbar und zweckmäßig bekannt wird“<sup>262</sup>).

In den ersten Jahren seines Bestehens brachte der Anzeiger auch politische Nachrichten. Sie waren durchgehends streng objektiv gehalten. Es wurde weniger Wert auf die Schnelligkeit der Berichterstattung gelegt,

<sup>259</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1798, Seite 737.

<sup>260</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 829.

<sup>261</sup>) Ebd. Seite 830. — Ein anderer Artikel, Seite 89 ff, wendet sich gegen die Anfitte des Gebrauchs von Fremdwörtern in einer Zeitung, die der Bürger und Bauer lesen sollte. Das Volk verstehe diese nicht, wie z. B. *relatce refero*, *in dividuum*, *Theorie*, *intolerant* u. s. w. Man solle doch alles mit deutlichen Ausdrücken verständlich wiedergeben.

<sup>262</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799 Vorrede zum dritten Bande: Zweck, Inhalt und Bedingungen des Westfälischen Anzeigers.

als darauf gesehen, die Berichte in einem angenehmen Gewande wiederzugeben. Sie sollten der Ausbildung eines guten Erzählungsstiles förderlich sein. Mallinkrodt schlug vor, daß sie in Schulen gelesen würden<sup>263</sup>). Mit dem Jahre 1800 ließ die Redaktion sie jedoch wegfällen<sup>264</sup>).

Hauptzweck war immer die Erziehung der Westfalen zu „guten Menschen und guten Bürgern“. Man wollte „die Begriffe über Moralität berichtigen und reinigen, die Liebe zur Religion . . . beleben, Tugend befördern, Erziehung und Unterricht warm ans Herz legen“. „Einrichtungen und Geseze des Vaterlandes sollten allgemein bekannt werden, desgleichen „das Gute in einzelnen Verfassungen, bei welchem unsere Vorfahren so lange sich wohl befanden“.

Demnach war es die Aufgabe des Anzeigers, „zur treuen Erfüllung der Bürgerpflichten zu ermuntern und anzufeuern“. Dem Einzelnen sollte er nützlich sein durch Veröffentlichung der „Mittel, unsere Befundheit zu erhalten; durch Vorschläge und Erfahrungen über Verbesserungen unserer Hauswirtschaft, unserer Gewerbe“, durch Mitteilungen über „den höheren Flor unserer Handlung und Fabriken“. Er sollte „größeren Handlungsverkehr befördern und nützliche Erfindungen aller Art in Umlauf bringen“<sup>265</sup>).

Das Unternehmen Mallinkrodts fand in Westfalen allgemeinen Beifall und Unterstützung. Rasch sammelte sich eine große Zahl von Mitarbeitern aus fast allen Teilen des Landes. Den größten Anteil an diesen hatte allerdings die Grafschaft Mark. Hier und im Bergischen hat man den Anzeiger am eifrigsten gelesen. Hier richteten sogar die Behörden ihre Aufmerksamkeit auf das Blatt<sup>266</sup>). Im Münsterlande, im Paderbornschen und Osnabrückschen, auch in Lippe traf man ihn bei weitem nicht so häufig an. Ein Münsterländer glaubte dies darauf zurückführen zu müssen, daß der Anzeiger am häufigsten und ausführlichsten Angelegenheiten aus Berg und Mark zur Sprache brachte und das übrige Westfalen nicht in dem gleichen Maße berücksichtigte. Dies meint er, sei wohl die Folge davon, daß „diese beiden Provinzen viele edle Männer hätten, welche Sinn und Herz für das Gute, Liebe für das Wohl ihres Vaterlandes“ besäßen. Daß es aber im Preussischen und Bergischen mehr Kultur, Patriotismus und Aufklärung, wie man anderwärts wohl behaupten wolle, gebe, das könne er als geborener Münsteraner keineswegs zugeben. Sehr zu wünschen sei deshalb, daß man auch im übrigen Westfalen den Anzeiger mehr beachte, denn, sagt er, er sei überzeugt, daß eine solche Schrift auf die Kultur und das Glück seines Vaterlandes in hohem Grade wirken könne<sup>267</sup>).

<sup>263</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 832.

<sup>264</sup>) Ebd. Jahrgang 1800, Seite 302. — Becker, a. a. O. 127 ff.

<sup>265</sup>) Ebd. Jahrgang 1799, Seite 833 ff.

<sup>266</sup>) Vergl. auch unten Seite 194 ff.

<sup>267</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1542 ff.

Auch von anderer Seite wurde dieser Wunsch laut. Man höre und lese so gern einmal etwas von Ostfriesland und Oldenburg. Diese Gegenden seien einem sozusagen fremd und außer Verbindung mit dem übrigen Westfalen. Die edlen Männer von Ostfriesland, Oldenburg, Minden, Verden, Hoya, Ravensberg, Schaumburg, Lippe, Tecklenburg und Lingen werden aufgefordert, ihre Gegenden durch den Westfälischen Anzeiger bekannter zu machen. Dieser würde so ein „Nationalblatt“ werden, er würde „die gemeinsame Vaterlandsliebe“ befördern und erweitern<sup>268</sup>).

In ähnlicher Weise sprach sich die Redaktion selbst aus: „Möchte doch die Zeitschrift unter allen Provinzen Westfalens ein engeres Band knüpfen . . . . So bieten wir alle einander die Hand, nützen und bessern im Vaterlande, wo wir können, und schließen uns gut und edel an Deutschland, unser größeres Vaterland und die Welt<sup>269</sup>).

Die Mitarbeiter des Anzeigers sind, soweit sie Märker waren, oben genannt worden<sup>270</sup>). Von den übrigen sind hauptsächlich Schlüter in Münster, Jung-Stilling in Marburg, Weddigen und der Prediger Aschenberg aus Kronenberg bei Eibersfeld zu erwähnen<sup>271</sup>). Auffallend zahlreich waren unter den damaligen Publizisten die evangelischen Pfarrer vertreten. Weddigen und Aschenberg, Möller von Elsey, Müller von Schwelm, Eylert von Hamm, Superintendent Bädeker aus Dahl, Pfarrer Ehrenberg von Iserlohn, sie alle haben sich um den Fortschritt der Kultur in Westfalen in hohem Maße verdient gemacht und einen Anspruch auf den Dank der Nachwelt erhalten. Ihre Namen dürfen rühmlich neben einem Overberg und Sauer genannt werden.

Die andern waren Beamte, Professoren, Ärzte, Lehrer und auch Industrielle<sup>272</sup>).

So wurde die erstrebte Vielseitigkeit des Inhalts auch erreicht. Jedem Stand und Beruf bot der Anzeiger neben dem, was das allgemeine Interesse anging, auch das für ihn speziell wertvolle. Es wurden viele Dinge in seinen Spalten erörtert, die heute durchaus den Fachzeitschriften überlassen bleiben.

Den Beifall der Allgemeinheit fand vor allem auch die erzieherische Tendenz des Blattes, wenn es mit nachdrücklichem Ernst oder beißendem Spott Ausschreitungen aller Art, üble Gewohnheiten und sonstige Un-

<sup>268</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 237.

<sup>269</sup>) Ebd. Seite 814.

<sup>270</sup>) S. Seite 161.

<sup>271</sup>) Berger, Der alte Hartort 90.

<sup>272</sup>) Sämtliche Mitarbeiter, soweit sie sich feststellen lassen, nennt H. Becker a. a. D. 124 ff.

zuträglichkeiten, die offen Aergernis erregten, rügte<sup>273)</sup>. Freilich, ein solches Vorgehen gegen Einzelne mußte diesen natürlich höchst unbequem sein und ihren Grimm erregen, zumal damals die Existenzberechtigung der Presse durchaus noch nicht so allgemein anerkannt war, wie heute. Es mag daher nicht an Berwünschungen gegen den Redakteur und das Blatt gefehlt haben. Da man indessen nicht in stande war, sich dagegen zu wehren, mußte man notgedrungen, dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgebend, sich wenigstens nach außen hin zu besseren Sitten bequemen. D'Estér erzählt da einige ergötzliche Geschichten<sup>274)</sup>. Mit Beugung wies auch Mallinkrodt schon in den ersten Jahren darauf hin, daß nicht alle Rügen seiner Zeitung nutzlos blieben<sup>275)</sup>.

Anders lag die Sache freilich, wenn der Anzeiger es wagte, geschehene oder auch unterlassene Verwaltungsmaßregeln von Behörden zu kritisieren. Man empfand dies als unbefugte Einmischung und hätte das Blatt gewiß einfach unterdrückt, wenn man es vermocht hätte. Der größte Triumph wurde Mallinkrodt nun dadurch zu Teil, daß der König von Preußen selbst ihn durch den erwähnten Erlaß gegen seine Beamten in Schutz nahm. Es sei doch ein Vorzug, schrieb damals der Pfarrer Möller von Elsey an Mallinkrodt, daß so ein Blatt Papier den Göttern der Erde oder denen, die ihre Repräsentanten seien, kühn unter die Augen treten dürfe, „die alten Völker sagt er, hatten dergleichen Zutritt nicht“<sup>276)</sup>. Mallinkrodt hatte schon einige Jahre früher mit Stolz und Freude schreiben können: „Die Tochter der letzten Dezzennien des sinkenden Jahrhunderts, die die Laten der Völker und Fürsten mit jener unerbittlichen Strenge richtet, welche sonst nur in den Totengerichten herrschte, die Publizität, hat auch in Westfalen ihren Richtstuhl errichtet und schon mancher hat vor ihr gezittert. Die öffentliche Meinung, das Palladium der Freiheit, spricht und schreibt in Westfalen so unbefangen, als sie es vielleicht nur in wenig Ländern tut. — Freiheit macht edel. — Aber in wenig Ländern ist die Presse so keusch und ruhig, als in Westfalen. Eine Zensur existiert, so viel ich weiß, in ganz Westfalen nicht, und jeder kann drucken lassen, was er vor der öffentlichen Meinung sich zu verantworten getraut. Aber wo kennt man auch so wenig Pasquille auf die Regierungen, als gerade in Westfalen? Und doch ist kein

<sup>273)</sup> In dem Jahrgange 1799 Nr. 8 wird über einen krassen Fall von Tierquälerei berichtet; Jahrgang 1798 Nr. 6 über die „Folgen des Trunks und der Roheit“, sowie folgendes: „Ein protestantischer Prediger in einem großen Ministerium Westfalens betrinkt sich täglich, spricht den Segen oft mit bedecktem Haupte, prügelt seine Frau, kann vor Betrunktheit zuweilen das Lied auf der Kanzel nicht finden, welches abgesungen werden soll, unterläßt die Absolution in der Beichte, flucht wie ein Dragoner. Warum werden solche Leute geduldet?“

<sup>274)</sup> D'Estér 200 ff. — Vergl. auch Berger 89.

<sup>275)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 795; 1800, Seite 207.

<sup>276)</sup> D'Estér 202.

Westfälinger zu feige, seiner Regierung ruhig und ernst zu sagen, sie habe Unrecht und auch die beste Regierung könne fehlen. Wenn dieses aber auch Hermanns Enkel nicht mehr sagen dürfen, . . . dann ist es auch Zeit, sich unter den Ruinen des Vaterlandes zu begraben. — Aber diese Zeit kommt nie bei einem Volke, welches eine öffentliche Meinung hat und welches tief die Bedeutung der Begriffe von recht und gut fühlt. So ein Volk veredelt sich in allen seinen Gliedern, sie gehen alle den großen Gang der Menschheit zum Bessern, und eine Explosion und eine Revolution wird unmöglich<sup>277)</sup>.

### 3. Kapitel.

#### Litterarische Interessen in Westfalen. — Kampf gegen Aberglaube und Unwissenheit des niederen Volkes.

Im Vordergrunde des allgemeinen Interesses standen alle jene Bestrebungen, die im Sinne der Aufklärung die Kultur und öffentliche Wohlfahrt beförderten. Dazu gehörte vor allem die deutsche Litteratur. Gerade die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, in der die kosmopolitischen Ideen sich am stärksten verbreiteten, wurde ihre glänzendste, ihre klassische Epoche. Wenn auch die nationalen Elemente in ihr sehr schwach waren, ihre Grundlage vielmehr das Griechentum, und ihr Charakter ein weltbürgerlicher war, so mußte sie doch durch ihr bloßes Dasein das Wiederaufleben eines seiner selbst bewußten Deutschtums befördern, indem der Deutsche in ihr ein nationales Bindemittel empfing und einen Ruhmestitel gegenüber dem Ausland.

Zunächst freilich blieben noch große deutsche Gebiete von der litterarischen Bewegung fast völlig unberührt<sup>278)</sup>. Süddeutschland und Oesterreich, das linksrheinische Land, sie wurden erst seit den Befreiungskriegen stärker von ihr ergriffen. Schiller spottete über Rhein und Mosel, deren Verbindung noch kein Sohn beglückt habe. Und die Weser kommt nicht besser bei ihm fort: „Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt!, geb ich der Muse nicht Stoff.“ Denn auch Westfalen war litterarisch im achtzehnten Jahrhundert von nur geringer Bedeutung. Die Dichter und Schriftsteller, die es in dieser Epoche hervorgebracht hat, beanspruchen nur ein lokales Interesse. Im Zusammenhang der Geschichte der deutschen Litteratur sind sie sekundäre Erscheinungen<sup>279)</sup>.

<sup>277)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 995 ff.

<sup>278)</sup> Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 11. Auflage 694.

<sup>279)</sup> Thoma, Westfalens Anteil an der Dichtung der Befreiungskriege 26.

Wir sahen, wie sich zu Münster im Hause der Fürstin Gallizin ein Kreis von geistig hervorragenden Persönlichkeiten zusammenfand. Es war der Gegensatz gegen die Ideen der fortschreitenden Aufklärung, den die Massen beherrschenden Rationalismus, wie gegen die Kantische Philosophie, den Pantheismus und das neue Hellenentum<sup>280</sup>), dem gerade die hervorragendsten Geister huldigten, die in Münster am lebendigsten zum Ausdruck kam. Hier vereinigten sich die Oppositionsbestrebungen aller derer, die noch streng an der alten Kirche und dem alten Glauben festhielten, die in der Rückkehr zu ihm das Heil der Zukunft erblickten<sup>281</sup>). Man empfand wohl Münster als den Gegenpol zu Weimar. Den Katholiken, der Fürstin Gallizin, den Brüdern Droste-Bischoffing, Fürstenberg, um die sich eine Reihe katholischer Kleriker, ein Overberg, Katerkamp, Ristemaker scharten, gesellten sich die gläubigen Protestanten aus allen deutschen Ländern bei, Jakobi aus Düsseldorf, Stolberg und Claudius aus Holstein, Berthes, der damals in Hamburg ansässig geworden war, der Schweizer Lavater, der Königsberger Hamann. Der Unterschied der Konfession trat zurück. Man fühlte nur, daß man dasselbe wolle und deshalb zusammengehöre.

Man sollte meinen, eine solche enge Vereinigung bedeutender Geister in der größten Stadt Westfalens, die sich gewissermaßen als die Hauptstadt dieses Landes betrachten konnte, habe hier die Herrschaft erlangen oder doch ein starkes Uebergewicht über die gegnerischen Einflüsse gewinnen müssen. Wir sehen aber im Gegenteil, daß das gebildete Bürgertum Westfalens so gut wie anderer Länder dem Rationalismus und der Aufklärung huldigte, daß die Gallizinsche Richtung sich nicht einmal in Münster selbst durchzusetzen vermochte. Ihre Beziehungen reichten vielmehr in die Ferne. Ueberall in Deutschland fand sie einzelne Anhänger, aber auf breite Schichten übte sie keine Wirkung.

Als die Universität zu Münster gegründet wurde und man vor die Frage gestellt war, ob auch ein Lehrstuhl für die schönen Wissenschaften zu errichten sei, war es Fürstenberg, der seinem Kurfürsten ernstlich davon abriet. Ein solcher Lehrstuhl, erklärte er, werde nur dazu dienen, die Zahl „der Dichterlinge und Romanschreiber und dergleichen Belletristereien“ zum Schaden der Allgemeinheit noch zu vermehren. Die Modophilosophie und poetische Schwärmerei seien es, denen der größte Anteil am Unheil der Zeit zukomme<sup>282</sup>). Niemals in der That haben die litterarischen Interessen die deutsche Nation in solchem Maße wieder im Banne gehalten, wie in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts<sup>283</sup>). In der deutschen Litteratur war noch in den siebziger und achtziger Jahren eine nicht zu unterschätzende starke politische Strömung

<sup>280</sup>) Galland, Münsterische Zeit u. Lebensbilder. Hist. pol. Bl., Bd. 82, S. 540.

<sup>281</sup>) Berthes Leben 80 ff. — Galland a. a. O. 87. — Scherer 513.

<sup>282</sup>) Esser, Fürstenbergs Schriften 131.

<sup>283</sup>) Wendt, Deutschland vor hundert Jahren 7 ff.

wahrnehmbar, man hatte von Freiheit geschwärmt und fürstlichen Despotismus gebrandmarkt. Das hörte seit den neunziger Jahren auf. Nur noch das allgemein menschliche schien der Behandlung wert zu sein. Raum, daß die weltersehütternden Ereignisse von Revolution und Krieg in den Werken der Dichter leise nachklingen. Erst in der schlimmsten Not des Vaterlandes, als auch Preußen am Boden lag und Deutschland dem Schicksal Polens verfallen schien, da kam es zum Umschlag der Volksstimmung. Endlich, so schrieb Berthes, sei „die Endschaft der papiernen Zeit da.“ „Noch zwanzig Jahre solcher Buhlerei mit der Litteratur, solcher Verhättselung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn.“ Jetzt fühle es ein Jeder unter den Jüngeren, sagt er, daß das Vaterland nicht zum Dienste der Wissenschaften da sei, sondern umgekehrt. Jetzt erst empfinde man es wieder, wieviel besser sei „leidenschaftlicher Patriotismus als kalter Kosmopolitismus“<sup>284</sup>).

In Westfalen machten sich die litterarischen Einflüsse vielleicht nicht so stark geltend, wie beispielsweise in Sachsen. Immerhin haben sie besonders in den protestantischen Gegenden die Gebildeten in hohem Maße sich unterworfen. „Eine gewisse litterarische Kultur“, meinte Bruner, sei denn doch wahrhaft not, und „zumal bei gebildeten Personen zur Begründung häuslichen Glückes“ unentbehrlich, wenn auch nicht gerade „jeder überspannte und sittenlose Roman“ sich auf der Toilette der Hausfrau zu befinden brauche. Denn dann stünde es vielleicht „nicht zum sichersten mit der Moral und dem bürgerlichen Glück“. Die Lesebibliotheken seien es, die den Gradmesser für die geistige Kultur eines Ortes abgäben. Nur auf ihre Einrichtung komme es an, um sie „allgemein wahrhaft nützlich zu machen“<sup>285</sup>).

Ob in einem Lande Interesse und Verständnis für Litteratur vorhanden ist, läßt sich zunächst äußerlich aus der Verbreitung des Buchhandels und Buchdrucks erkennen. Im ganzen nordöstlichen Deutschland hatten diese im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts einen gewaltigen Aufschwung genommen, während der Süden und Westen sehr zurückgeblieben war. Den Mittelpunkt für den süddeutschen Buchhandel bildete Nürnberg, der ganze Nordwesten deckte seinen Bücherbedarf in Frankfurt a. M. Hier und in Leipzig bestanden große Lager, die jedes bedeutendere Werk enthielten<sup>286</sup>).

In Westfalen hatte lange Zeit die Meyersche Buchdruckerei in Lemgo die erste Stelle behauptet. Sie war seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im Besitze derselben Familie und erlangte im achtzehnten

<sup>284</sup>) Berthes Leben 148.

<sup>285</sup>) Wallfahrt II 67.

<sup>286</sup>) Berthes Leben 19.

einen bedeutenden Auf in ganz Deutschland. Auch in den übrigen Teilen Westfalens waren seit langer Zeit Druckereien vorhanden, so in Münster, Bielefeld und Dortmund. Manche Gebiete freilich blieben hierin sehr lange zurück, wie das Herzogtum Westfalen, das erst im Jahre 1766 die erste Buchdruckerei in Arnsberg erhielt<sup>287</sup>).

Als nach dem Siebenjährigen Kriege der Münsterische Staat unter Fürstenbergs Leitung aufblühte, da wurde die Hauptstadt Münster, zumal seit Gründung der Universität, auch der Brennpunkt des westfälischen Buchhandels. Münster besaß zwei größere Bibliotheken, die Paulinische Bücherei und die Dombibliothek, die, besonders reich an historisch-staatsrechtlichen Werken über die geistlichen Länder, später mit der Paulinischen vereinigt wurde<sup>288</sup>). Neben einer älteren, privilegierten Druckerei, die um die Mitte des Jahrhunderts in den Besitz der Familie Koerdinck kam, eröffnete dann im Jahre 1762 Anton Wilhelm Aschendorff eine zweite Druckerei, nachdem er die Erlaubnis der Regierung erlangt hatte. Das neue Unternehmen blühte rasch auf<sup>289</sup>). Die erste Buchhandlung wurde dann im Jahre 1768 gegründet. Sie ging später in den Besitz der Familie Coppenrath über. Zwei weitere folgten in den Jahren 1771 und 1784<sup>290</sup>). Die zuletzt eröffnete, die Theissing'sche, überflügelte bald die andern bei weitem. Theissing war Verleger aller in den Münsterländischen Schulen eingeführten Compendien und Lehrbücher und gab auch viele theologische Schriften heraus<sup>291</sup>). Im Jahre 1798 erhielt er die Erlaubnis, eine Presse aufzustellen. Dazu eröffnete in diesem Jahre noch Peter Waldeck einen Sortimentshandel<sup>292</sup>). Ein sehr bedeutendes Hindernis für die rasche Entwicklung bildete der Mangel einer guten Verbindung mit Leipzig. Direkter Frachtverkehr war nicht vorhanden, und der Umweg, den die Sendungen über die hessischen, hannoverschen und sächsischen Postanstalten nehmen mußten, verursachte außerordentliche Kosten. Daher waren die Buchhändler gezwungen, sich durch den Vertrieb von Bildern, Landkarten und Farben, den sogenannten Kunsthandel, Nebeneinnahmen zu verschaffen. Auch auswärtige Filialen hatten die Münsterländischen Handlungen eingerichtet, so in Hamm, Osnabrück und Köln<sup>293</sup>).

<sup>287</sup>) d'Ester, Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813. Seite 19. — Auch in der Mark gab es — bis zum Jahre 1790 wenigstens noch keine Druckerei. Freilich konnte sich hier kaum ein Mangel bemerkbar machen, lag doch Dortmund sozusagen in der Grafschaft. Siehe Neues Westfälisches Magazin V 24.

<sup>288</sup>) Berghaus III 8.

<sup>289</sup>) Widmann, Die Aschendorff'sche Presse 44 ff.

<sup>290</sup>) Allg. d. Biogr. VIII 236.

<sup>291</sup>) Berghaus III 8.

<sup>292</sup>) Allg. d. Biogr. VIII 236.

<sup>293</sup>) Perthes Leben 146. — Widmann, Die Aschendorff'sche Presse 1762 bis 1912.

Die Vorbedingungen für die Entfaltung litterarischen Lebens waren somit gegeben. In dem Bestreben, Interesse für die Werke der schönen Litteratur zu erwecken, gingen unternehmende Buchhändler daran, sogenannte Lese- oder Leihbibliotheken zusammenzubringen. In Münster war es Theissing, durch dessen Leihbibliothek die Schriften der Litteratur, wie Berghaus sagt, eingeschmuggelt wurden<sup>294</sup>). Lafontaine, Cramer, Spieß, kurz die Romanlitteratur, erzählt er, übte hier die Alleinherrschaft aus<sup>295</sup>). Er erwähnt auch, daß Theissing einen historisch-politischen und schönwissenschaftlichen Journalzirkel führte, der unter anderm Archenholz' Minerva enthalten habe und überhaupt „vortrefflich ausgestattet“ gewesen sei<sup>296</sup>).

In zahlreichen Städten Westfalens bildeten sich Gesellschaften — man nannte sie Ressourcen, Sozietäten, Tabakskollegien, Klubs — zu dem Zwecke der Bildung des Geistes, der Verfeinerung der Sitten und geselliger Erholung<sup>297</sup>). Wir finden sie in Dortmund, Hamm, Soest, im Sauerlande, in Bielefeld und Minden, auch in Paderborn und Arnsherg<sup>298</sup>). In der Grafschaft Mark scheinen diese Lesegesellschaften ganz besonders verbreitet gewesen zu sein<sup>299</sup>). Vier bestanden allein in Soest, eine bevorzugte philosophische und belletristische Schriften, eine andere gelehrte Litteratur, eine dritte „diente der Unterhaltung des schönen Geschlechts“. In der vierten endlich hatten sich die Schüler des Gymnasiums vereinigt. Daß sie auch Geselligkeit pflegen wollten, sagt zwar der Bericht nicht, doch darf man es bei den drei erstgenannten sicher annehmen. Es werden auch die Namen der Männer genannt, denen Soest die Blüte seiner litterarischen Kultur verdankte, des reformierten Pfarrers Otterbein, des Canonicus Cruse<sup>300</sup>), des Großrichters Terlingen und des Rektors des Gymnasiums Röbeling. Besonders Cruse wird als ein Mann von vortrefflichen Kenntnissen gerühmt. Er hatte Reisen in Italien und Frankreich gemacht und für die Damen in Soest eine französische Lesebibliothek gesammelt. Auch von Röbeling heißt es, er sei ein ausgezeichnete Lehrer gewesen, den die Stadt der Fürsorge des Hofrats, Professor Heyne zu Göttingen verdankte<sup>301</sup>).

Das Vorbild für alle derartigen Vereinigungen, die auch für die Entwicklung der öffentlichen Meinung in politischen Dingen große Be-

<sup>294</sup>) Berghaus III 8.

<sup>295</sup>) Berghaus I 167.

<sup>296</sup>) Berghaus II 89 ff.

<sup>297</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1117 ff.

<sup>298</sup>) Nach Gruners Bericht. Wallfahrt I 99, 156, II 373, 438, 355, 363, 485, 400.

<sup>299</sup>) Das Neue Westfälische Magazin V 24 berichtet: „Lesegesellschaften sind in allen Städten und sogar einigen Distrikten des platten Landes.“

<sup>300</sup>) Ihn erwähnt auch Gruner II 438.

<sup>301</sup>) Westfälisches Magazin VI 157 ff.

deutung erlangten<sup>302</sup>), war die in der reichen Industrie- und Handelsstadt Elberfeld im Herzogtum Berg von Kaufleuten gegründete Gesellschaft. Hier lebte man im großen Stil. Man hatte eine Bibliothek, veranstaltete Vorlesungen von Mitgliedern und pflegte glänzende Geselligkeit. Die Kaufleute und Fabrikanten unterhielten Verbindungen mit aller Welt. Daher war man immer auf der Höhe der Zeit<sup>303</sup>). In den kleinen westfälischen Städten war natürlich alles weit einfacher, entsprechend den beschränkteren Verhältnissen, in denen man sich befand. Indessen haben diese litterarischen Vereine gewiß überall den günstigsten Einfluß ausgeübt, höhere Bildung und geistige Interessen nicht weniger befördert, wie die ganze äußere Kultur auf eine höhere Stufe gehoben. Freilich hören wir die Klage, daß sie zum Teil bald wieder entartet und ihrem ersten guten Zweck entfremdet worden seien. Es ginge mit ihnen gerade wie mit den Klöstern, deren Bestimmung auch ursprünglich eine gute gewesen sei, die aber ebenfalls im Laufe der Zeit davon abgewichen wären. „Sollte der sich immer heftiger äußernde Drang nach sinnlichen Genüssen, so lesen wir im Westfälischen Anzeiger, sie in bloße Eß-, Trunk-, Spiel-, Spaß- und Tanzgesellschaften verwandeln, dann werden in diesen Instituten, wie einst auch in den Klöstern, Reformatoren aufstehen und das Ganze auf den anfänglichen guten Zweck zurückführen<sup>304</sup>).

Man hatte auch bloße Lesegesellschaften ohne gefellige Nebenzwecke. Da der Einzelne oft nicht die Mittel besaß, um sich die teuren auswärtigen Journale zu halten, so tat man sich zusammen. Wir lesen wohl eine Anzeige, in der drei Interessenten noch ebensoviel Teilnehmer zu einem Lesezirkel suchen. Man will englische und französische Zeitschriften lesen. Jeder soll sich eine auf seine Kosten halten und diese dann zirkulieren lassen<sup>305</sup>).

Ein gebildetes Lesepublikum begann somit sich zu bilden, und die litterarische Produktion in Westfalen ist in dieser Periode denn auch stark gewachsen. Freilich die schöne Litteratur trat etwas zurück. An Zahl und Bedeutung überwogen die Schriften, die im Sinne des Rationalismus, nützlichen oder gelehrten Zwecken dienten, deren Beförderung auch die meisten der damaligen, westfälischen Zeitschriften gewidmet waren. Erst diese Zeitschriften haben das litterarische Leben zur vollen Entwicklung gebracht. Nie sei der litterarische Verkehr in Westfalen stärker gewesen, schrieb der Westfälische Anzeiger im Jahre 1800. Jetzt würden Gelehrte miteinander bekannt, die sonst nichts von einander gewußt hätten, es herrsche ein allgemeiner Meinungsaustausch, Ideen würden „berichtigt, abgeschliffen, ergänzt“, an die zehn Jahre früher noch kein

<sup>302</sup>) Vergl. unten Seite 210.

<sup>303</sup>) Gruner II 317 ff. — Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, S. 1117 ff.

<sup>304</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1119.

<sup>305</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 192.

Gedanke gewesen sei<sup>306</sup>). Wie in allen anderen Dingen wollte man auch auf geistigem Gebiete nicht mehr länger als rückständig gelten. Eifrig forschte man nach den Namen und Lebensschicksalen berühmter Westfalen, besonders solcher, die in litterarischer Hinsicht hervorgetreten waren<sup>307</sup>). Man sprach jetzt von der „Litterärsgeschichte“ Westfalens. Bald erklärte man es als ein großes Bedürfnis, ein westfälisches Gelehrtenlexikon zu besitzen. Ebenso verlangte man nach einer „Gelehrtenkarte“. Auf dieser sollten neben dem in Klammern stehenden Namen des Ortes die Namen der Gelehrten, die hier lebten, gestochen werden. Es sei dann ein Katalog beizugeben, der „das Geburtsjahr der Schriften eines jeden Gelehrten“ angebe. Sehr wichtig sei auch die genaue Einzeichnung der Chausseen, Poststationen und Wege, da diese den gelehrten Verkehr am mächtigsten beförderten<sup>308</sup>). Endlich wurde auch der Wunsch laut, eine zusammenfassende Darstellung der Verdienste Westfalens auf wissenschaftlichem Gebiete zu besitzen. Ein Westfale ließ eine öffentliche Aufforderung an die Gelehrten seiner Heimat ergehen, diese Lücke auszufüllen. Ein großer Teil des Publicums interessierte sich dafür. Man könne dann doch sehen, was geschehen sei, und was noch geschehen müsse, bis man in Westfalen es andern Kreisen, zumal dem sächsischen, gleichthue. Er fragt, welches denn die Leistungen Westfalens in der Astronomie seien, wieviel öffentliche Sternwarten es zähle, und wie diese mit Instrumenten versehen seien. Was man für die Naturgeschichte, Chemie, Anatomie, was in der Entbindungskunst getan habe, wieviel öffentliche Entbindungshäuser beständen. Ob Westfalen auch in den schönen Künsten und Wissenschaften, in Philosophie, Theologie, Medizin und Rechtskunde den Vergleich mit andern Ländern aushalten könne. Welche großen Männer es hervorgebracht habe, die diesem Lande jedoch nicht allein ihr Leben, sondern vor allem auch ihre Bildung und ihren Ruhm verdankten. Denn, sagte er, „man kann unter jeder Tartarenherde geboren werden, aber nicht unter jeder sich bilden. — Wir wissen uns viel damit, daß Herschel ein Deutscher ist. Aber in Deutschland wäre er nie der unsterbliche Herschel geworden. Kein deutscher Fürst hätte ihm 20 000 Taler geschenkt, um sein vierzigfüßiges Fernrohr zu bauen, wie Georg III. that“<sup>309</sup>).

Die Zeitschriften, die in früheren Zeiten in Westfalen erschienen waren, hatte meist das Los getroffen, aus Mangel an Interesse bald wieder eingehen zu müssen. Resigniert schrieb noch im Jahre 1801 der Oldenburger Gerhard Anton von Halem: „Auch mich belebte wohl in

<sup>306</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 995.

<sup>307</sup>) Fast sämtliche Hefte der Zeitschriften Weddigens brachten biogr. Nachrichten über berühmte Westfälinger. Vergl. Neues Westf. Magazin V: Inhaltsangabe der letzten acht Hefte. — Westf. Jahrbuch 1804, Abschnitt II.

<sup>308</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 997 ff.

<sup>309</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 873 ff.

früheren Jahren die sanguinische Idee, die Provinzen unseres Kreises durch eine periodische Schrift in nähere Verbindung zu bringen. Aber ich habe sie sehr bald aufgegeben. Die Litteratur kann das schon Vorhandene erhalten und vielleicht verstärken, aber nichts neues schaffen<sup>310</sup>). Tatsächlich war aber bereits seit den neunziger Jahren ein großer Umschwung eingetreten. Die Zeitschriften Weddigens und Aschenbergs, Mallinkrodt's Westfälischer Anzeiger und sein Magazin für Westfalen wurden mit dem größten Beifall aufgenommen<sup>311</sup>). Die Grafschaft Mark mit dem benachbarten Herzogtum Berg, Minden mit den Lippischen Grafschaften nahmen die führende Stellung ein. Die bedeutenden Zeitschriften Westfalens, die im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts blühten, gehörten diesen Gebieten an. Die Stifter traten dagegen zurück. Ein Paderborner glaubte, seine Heimat gegen den Vorwurf der „Sterilität“ auf geistigem Gebiete in Schutz nehmen zu müssen. Er versicherte, daß es auch in Paderborn Sitte sei, daß „junge Leute von Stand auswärtige Akademien besuchten“, daß „die vorzüglichsten Schriften der Deutschen und Ausländer auch hier von Männern von Kultur gelesen und geschätzt würden“<sup>312</sup>). Ein anderer berichtet einige Jahre später, daß zu Paderborn vor allem unter dem weiblichen Geschlechte „viel und allgemein gelesen wurde“. Doch waren es mehr „Litteraturprodukte leichter Art, Romane und Schauspiele“<sup>313</sup>). Auch in dem westfälischen Herzogtum waren geistige Interessen noch wenig vorhanden, wenngleich Einzelne hier tüchtiges leisteten<sup>314</sup>). Am meisten aber befremdet uns das abfällige Urteil, das wir über Münster vernehmen.

In den Jahrzehnten der Fürstenbergischen Reformen schien es, als sei es Münster bestimmt, der Brennpunkt für alle geistigen Bestrebungen Westfalens und somit in Wahrheit die Hauptstadt dieses großen Stammesgebiets zu werden. Sogar ein stehendes Theater wurde damals in Münster eröffnet<sup>315</sup>). Seit 1769 wurden auf Veranlassung des Fürstbischofs italienische, französische und deutsche Schauspielgesellschaften für Schauspiel, Oper und Ballet berufen. Im Jahre 1772 begann der Theaterbau, der 1778 fertig wurde. Man vermutet dabei den Einfluß

<sup>310</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1802, Seite 1027.

<sup>311</sup>) Das Westfälische Magazin VI 154 bringt z. B. unter „Auszüge aus Briefen“ folgende Anerkennung: „Die Grafschaft Emmerich. Mit warmem Herzen habe ich Euer . . . Westfälisches Magazin durchgelesen. Beides, der Plan sowohl, als die Arbeit verdienen Dank, aber auch alle mögliche Unterstützung westfälischer und anderer Gelehrter.“ — d'Estér 105 ff.

<sup>312</sup>) Westfälisches Magazin III 92.

<sup>313</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1798, Seite 247.

<sup>314</sup>) Meister, Das Herzogtum Westfalen. W. Zt. LXV I 267.

<sup>315</sup>) Ueber das Theater vergl. J. Schwing, Das Theater in Münster; im Münsterschen Anzeiger 1907 Nr. 89, 108 und 125.

Sprickmanns, der ja auch als Dichter einen Namen hatte<sup>316</sup>). Dies Theater war das einzige ständige in Westfalen. Nur bei Gelegenheit wurden in andern Städten von wandernden Schauspielertruppen Vorstellungen gegeben. Von solchen hören wir beispielsweise aus Dortmund<sup>317</sup>). Nichts aber war gerade in jener Zeit geeigneter, geistige Interessen zu wecken und zu befördern, als eine gute Schaubühne, wenn sie sich am richtigen Orte befand. Daß Münster ein solcher nicht war, mußte man aber bald erkennen. Schon in den Zeiten des Siebenjährigen Krieges hatte es bei den Bewohnern starken Anstoß erregt, als das englische Hauptquartier in Münster zu seiner Zerstreuung öffentliche Bälle, Konzerte und Theatervorstellungen einführte<sup>318</sup>). Auch später beim Bau des Theaters hörte man wohl, die Komödianten könnten ruhig auch weiterhin mit dem Krameramtschause auskommen. Nach seiner Fertigstellung soll dann allerdings der Enthusiasmus anfangs groß gewesen sein, bald aber hatte die frühere Gleichgültigkeit wieder Platz gegriffen<sup>319</sup>). Im Jahre 1799 lesen wir im Westfälischen Anzeiger, der auch regelmäßig Besprechungen der münsterischen Vorstellungen brachte, das Theater sei noch niemals so schlecht besucht gewesen wie in diesem Jahre. Die Dietrich'sche Schauspielergesellschaft — sie war bereits zum dritten Male da — finde so schlecht ihre Rechnung, wie noch nie zuvor. Die früher übertriebene Begeisterung für das Theater sei jetzt gänzlich in das Gegenteil verkehrt. Andere Lustbarkeiten freilich, die weit kostspieliger seien, z. B. öffentliche Gesellschaften, wo man tanze und schmause, diese würden mit jedem Jahre häufiger. Es wäre ja auch bekannt, wie groß die Zerstreuungssucht der Münsteraner sei, und wie wenig man dort den Beutel schone, wenn es diese zu befriedigen gelte<sup>320</sup>). Das herbe Urteil, das auch Gruner in dieser Beziehung über den in Münster herrschenden Ton fällt, scheint danach nicht unberechtigt gewesen zu sein. Er fand<sup>321</sup>), daß es hier „an feiner, litterarischer Bildung äußerst fehle“.

<sup>316</sup>) Allg. d. Biogr. VIII 286. — Venhofen, Sprickmann als Mensch und Dichter 20, 21.

<sup>317</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 1603: „Theateranzeige. Künftigen Donnerstag, den 1. Januar 1801, wird von der in Dortmund anwesenden Schauspielergesellschaft aufgeführt: Der argwöhnische Liebhaber, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Bregner; vorher ein Prolog, gesprochen von Madame Kallen. Freitag, den 2. Januar: Das Mädchen von Marienburg, ein fünfliches Familiengemälde in fünf Aufzügen von Kratter. Kellner, Ullmann, Schauspiel-Direkteurs.“

<sup>318</sup>) Galland in Hist. pol., Bl. LXXXII 292.

<sup>319</sup>) Sauer, Das Theater zu Münster zur Zeit der letzten Fürstbischöfe. In Müllers Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte N. F. 2, Seite 553 ff., 557. Schon unter Max Friedrich ließ sich der Bankrott des Unternehmens nur durch fortwährende Zuschüsse des Fürstbischofs, dem das Theater sehr am Herzen lag, abwenden. Unter Maximilian Franz dagegen ging es „seinem vollständigen Verfall immer mehr entgegen“. Seite 560—563.

<sup>320</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 199 ff.

<sup>321</sup>) II 65.

„Gelehrte Zeitungen und Journale“ träfe man in Münster weit seltener als etwa in Osnabrück, Oldenburg, Hamm und Detmold. Freilich stimmten nicht alle in den allgemeinen Ton ein, doch diese ständen isoliert<sup>322</sup>). Auch Berthes hat diese Beobachtung gemacht. Er berichtet gleichfalls, daß es nur einzelne gewesen seien, Gelehrte und gebildete Sammler, die geistige Interessen besessen hätten. Er meint den Domdechanten von Spiegel, die Herren von Droste, Dr. Herold, Ristemaker und Katerkamp. Im ganzen urteilt er, daß Münster keine litterarische Stadt sei<sup>323</sup>).

Wenn freilich Gruner den Mangel einer guten Lesebibliothek tadelte, so wurde diesem Bedürfnis bald durch Theissings Unternehmen abgeholfen. Es gibt aber doch zu denken, daß sich keine einzige bedeutendere schöngeistige oder wissenschaftliche Zeitschrift in Münster halten konnte. Die moderne Bildung machte hier jedenfalls nur sehr langsame Fortschritte. Das münsterische Blatt blieb noch lange die allgemeine Umgangssprache, wie Berghaus sagt, „vom ärmsten Schuster aufwärts bis zum Dompropst und dem reichsten Edelmann von der Ritterschaft“. „Hochdeutsch wurde nur geschrieben, nie gesprochen.“ Dabei fehlte es keineswegs an litterarisch tätigen Männern. Neben Sprickmann sind vor allem Schlüter<sup>324</sup>) und Raßmann zu nennen. Raßmann — er war Protestant und Kandidat der Theologie, trat jedoch später zum Katholizismus über — hätte vielleicht mehr leisten können, wenn er in besseren Verhältnissen gewesen wäre und nicht beständig für den notwendigsten Lebensunterhalt hätte sorgen müssen. Er war als Dichter äußerst produktiv und unternehmend<sup>325</sup>). Doch seine Versuche mit belletristischen Zeitschriften in Münster scheiterten sämtlich an dem mangelnden Interesse, das sie fanden. Man las das „Tübinger Morgenblatt, das Weimarsche Journal für Kunst, Luxus und Mode, die Leipziger Zeitung für die elegante Welt.“ Daneben konnte kein Unternehmen ähnlicher Art auskommen<sup>326</sup>). Graf Friedrich Leopold Stolberg, der seit seinem Uebertritt zum Katholizismus im Jahre 1800 ständig seinen Wohnsitz in Münster nahm, wo er der Fürstin Gallizin, die er schwärmerisch verehrte, nahe war, hatte damals als Dichter seine glänzendste Periode schon hinter sich. Das erste größere Werk, das er als Katholik erscheinen ließ, sein „Leben Jesu“, soll aber gerade in Münster keinen rechten Anklang gefunden haben<sup>327</sup>). Es sei den Leuten noch „zu lutherisch“ gewesen,

<sup>322</sup>) II 60, 66.

<sup>323</sup>) Berthes Leben II 146.

<sup>324</sup>) Ueber Sprickmann und Schlüter siehe oben Seite 76.

<sup>325</sup>) Berghaus III 52 ff. d'Estes 139 ff. — Thoma, Westfalens Anteil an der Dichtung der Befreiungskriege 141 ff.

<sup>326</sup>) Berghaus III 52.

<sup>327</sup>) Ebd. 46 ff.

gewiß auch ein Zeichen, daß die münsterischen Katholiken in ihrer Mehrzahl der Gallizin'schen Richtung fremd gegenüber standen.

Dazu kam, daß die Regierung des münsterischen Staates es nicht an Bemühungen fehlen ließ, das Eindringen moderner philosophischer Ideen, die Verbreitung der Ergebnisse der damaligen Bibelforschung hintanzuhalten, da sie in ihnen eine Gefahr für die Kirche erblickte<sup>328)</sup>

Einen sehr ehrenvollen Rang, auch im Vergleiche mit dem gesamten Deutschland, behauptete aber Münster durch sein Musikleben. Besonders fand gute Kirchenmusik die eifrigste Pflege. Die Wirksamkeit der Brüder Romberg brachte die reichste Anregung<sup>329)</sup>. Keine andere westfälische Stadt konnte in musikalischer Hinsicht einen Vergleich mit Münster aushalten, wenn auch fast jeder größere oder kleinere Ort, der es sich irgend leisten konnte, regelmäßig Konzerte während des Winters veranstaltete<sup>330)</sup>.

Man kann wohl sagen, daß auf litterarischem Gebiet sich zuerst eine starke öffentliche Meinung geltend machte. Keine Menschlichkeit war das hohe Ziel, dem die Zeit zustrebte. Darunter verstand man in erster Linie Befreiung der Geister, dann sittliche Vervollkommnung. Immer ungeftümer wurden die Rufe nach Aufklärung<sup>331)</sup>. Diese bedeutete aber gleichzeitig Bildung des Geistes, die sich eben vor allem in dem Verständnis für den Wert von Litteratur und Kunst zeigte<sup>332)</sup>. So wurde alles von einem wahren Bildungshunger ergriffen. Jede Stadt, jedes Land wurde danach beurteilt, wieweit Aufklärung und Bildung hier fortgeschritten seien<sup>333)</sup>. Die Kritik war in dieser Hinsicht schonungs-

<sup>328)</sup> Im Westfälischen Anzeiger (1800, Seite 878 ff) zeigte die Hofbuchhandlung Karl u. Comp. zu Osnabrück das Erscheinen des ersten Bandes der philosophischen Schriften des Reichsgrafen Julius von Soden an. Der Titel lautet: Die Mythologie der Christusreligion. Ideen zu deren Veredelung. Dazu wird bemerkt, es sei „nicht zu leugnen, daß die ursprünglich reine Christusreligion durch sinnliche Beimischungen schwärmender Eiferer und willkürliche Behandlung sehr an ihrer Neuheit gelitten habe. Naturgemäß müsse diese Schrift Sensation erregen. Der denkende Forscher nach Wahrheit, sei er Philosoph oder Lehrer der Religion greife mit Verlangen danach.“ Für diejenigen, die ihre Bücher aus Münster zu beziehen gewohnt seien, wird bekannt gemacht, daß die münsterische Landesregierung den Verkauf bei Strafe verboten habe.

<sup>329)</sup> Gruner II 68 ff. — Berghaus I 232, II 235 ff.

<sup>330)</sup> Gruner II 188 (Anholt), 438 (Soest), 373 (Dortmund). Konzerte in Dortmund erwähnt der Westfälische Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 743.

<sup>331)</sup> Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, II 162 ff: Die Popularphilosophie und der theologische Rationalismus, 237.

<sup>332)</sup> Westfälisches Magazin VI 157 ff: „Bericht aus Soest: Wenn Aufklärung durch Lektüre befördert wird, so kann man dies gewiß von unserer Stadt behaupten . . .“

<sup>333)</sup> Im Münsterschen Gemeinnützigen Wochenblatt (18. Jahrg. XXXVIII. Stück. 86) stehen die folgenden Verse:

„Beglückter Staat, wo Wissenschaften thronen  
Und solche Kenntnisse gedeihn,  
Die Lebensglück auf ganze Nationen  
Und Trost in niedre Hütten streun.“

los. Besonders das Bistum Baderborn erfuhr immer wieder die schärfften Angriffe. Man bediente sich dabei gern der Form der Reisebeschreibung, die lebendige und anziehende Schilderungen ermöglichte und deshalb auf einen großen Leserkreis rechnen konnte. Das Beispiel dazu hatte Friedrich Nicolai gegeben, der in seiner allgemeinen deutschen Bibliothek eine „Reise durch Deutschland“ geschildert hatte<sup>334</sup>). Ähnliche Darstellungen, die natürlich speziell Westfalen oder allenfalls die Nachbargebiete betrafen, erschienen jetzt in großer Zahl in Westfalen. Wir lesen da „Bemerkungen auf meiner Hin- und Herreise durch das Baderbornsche“<sup>335</sup>), Brief eines Reisenden über Westfalen<sup>336</sup>), Auszüge aus Briefen und Nachrichten eines Reisenden über die Länder des westfälischen Kreises jenseits des Rheins, oder des sogenannten Ruhrdepartements<sup>337</sup>), eine Reise durch Holland“<sup>338</sup>). Eine Reisebeschreibung ist ja auch Gruners Buch. Nun galt es aber weiter auch die breiten Massen zu gewinnen, wenn man Erfolge erzielen wollte, nicht allein die höher Gebildeten, sondern das ganze Bürgertum, ja auch die Bauern und Arbeiter. Für die kleinen Leute aber war das, was in Zeitungen und Zeitschriften stand, doch noch zu hoch, abgesehen davon, daß diese Schichten des Volkes ja gar nicht die Mittel gehabt hätten, die teuren Journale zu bezahlen. Um auf sie einzuwirken, bedurfte es noch anderer Mittel. Das eine war klar. Da man überzeugt war, daß „die Anschauungen und der Gesamtcharakter eines Volkes“ sich am ehesten durch geeignete Lektüre würden beeinflussen lassen, so galt es eben, diese in die richtigen Bahnen zu lenken. Was aber diese Leute lasen, das waren in erster Linie immer noch die alten Volksbücher. Vor allem auf den Jahrmärkten versorgten sich die breiten Massen mit Lesestoff. Es war gerade wie heute. Die Geschichten, die das Volk wünschte, mußten erstens spannend und zweitens billig sein. Für die Moral mochten sie freilich keinen Wert haben, wenn sie auch nicht schadeten. Darüber wurde nun im Westfälischen Anzeiger heftige Klage erhoben<sup>339</sup>). „Wenn man über einen Jahrmarkt geht, heißt es da, und die Buden der wandernden Buchhändler durchsieht, so tut es einem weh, daß für die Volkslektüre so wenig gesorgt wird. — Und doch wäre von dieser Seite so viel für die Veredelung des Menschen zu wirken. Hier liegen die Geschichte der heiligen Genovefa und der vier Haymonsfinder neben einem Traumbuche, dort ein halbes Duzend geschmackloser Volkslieder neben der wunderbaren Geschichte des Fortunatus und seines Wunschhütchleins. Dann wieder Anweisungen über die Aspekten, sibyllinische Weissagungen und eine

<sup>334</sup>) Scherer 519.

<sup>335</sup>) Westfälisches Magazin III 211.

<sup>336</sup>) Ebd. II 31.

<sup>337</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 945 ff.

<sup>338</sup>) Gruner I 112.

<sup>339</sup>) Jahrgang 1800, Seite 785 ff: „Entwicklung der Menschen. Volkslektüre.“

merkenswerte Historie von der geduldigen Helene. — Die wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried — der wunderbare Hund — das astrologische Glückskind und die lesenswerte Historie von dem unschätzbaren Schloß in der afrikanischen Höhle Xara — alles in vertraulicher Nachbarschaft neben- und durcheinander.“ Diese Schriften, sagt der Verfasser, würden leider sehr häufig gekauft und gelesen. Dabei gebe es seit einigen Jahrzehnten vortreffliche Volksschriften, von denen aber leider die, für die sie eigentlich bestimmt seien, wenig wissen wollten. Hier sei uns England ein Beispiel. Dort sei die Masse des Volkes vielleicht noch unkultivierter als in Deutschland. Man habe aber die Wichtigkeit der Volkslektüre erkannt und lasse monatlich zwei Millionen Flugblätter mit geeignetem Inhalt unter dem Volke verteilen. Ein ähnliches Unternehmen bestehe auch in Deutschland, des Predigers Schlez zu Ippenheim „Fliegende Volksblätter zur Verdrängung schädlicher oder doch geschmackloser Volkslesereien“. Folgendes sei der Inhalt der ersten 19 Nummern: „Kilian Buckel, oder die abgestellten Feiertage zu Dunkelhausen — die Schatzgräber, eine getreue Anweisung zur Kunst, Schätze zu heben, — die Spieler, eine Warnungstafel für alle seinesgleichen — sechs weltliche Lieder für lustige Landleute — das Hakemännchen, oder die Kunst, ohne Zauberei wohlhabend zu werden — der ehrliche Fällmeister — acht Volkslieder — Bonifatius, oder die Ausbreitung des Christentums in Deutschland — Geschichte des Dorfes Finsterthal — Liebe und Eifersucht, eine rührende Mordgeschichte von Hippel — die ungleichen Schuhmacher, oder der Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied — usw.“ Inhalt und Zweck gehen aus den angeführten Titeln klar genug hervor. Den Vertrieb der Blätter hatte in Oberdeutschland die Lübeckische Buchhandlung in Bayern, in Niederdeutschland die Hannesche Buchhandlung zu Kleve übernommen.

Wenn der Erfolg das Unternehmen kröne, meint der Verfasser des Berichts, wenn es dahin käme, daß man auf Kirmessen statt des wunderbaren Hundes oder des gehörnten Siegfried die Geschichte des Dorfes Finsterthal, die Spieler und den ehrlichen Fällmeister finde, dann würde es nach einem oder zwei Jahrzehnten um die Volkskultur weit besser stehen als jetzt. „Und obschon Sie, mein lieber Schlez, sagt er zum Schluß, dieses Blatt vielleicht nie sehen werden, so kann ich doch nicht schließen, ohne Ihnen meine Achtung und meine Liebe zu bezeugen. Der gute Mensch wirkt für den Menschen und fragt nicht, ob er ihn kenne und ob er ihm danken wird. Er wirkt für ein kommendes Geschlecht, dessen Keime noch im Schoße der Mutter schlafen, und welches oft erst seinen Vorektern dankt, wenn der Wind schon mit ihrem Staube spielt“<sup>340</sup>).

<sup>340</sup>) Seite 790. Unterzeichnet J. F. B.

Licht und Aufklärung bis in die niedrigste Hütte zu verbreiten, was Arnold Mallinkrodt einmal kurz als die Aufgabe seiner Zeit bezeichnet, war freilich ein gewaltiges Unternehmen angesichts des Tiefstandes der Bildung der großen Masse, zumal auf dem platten Lande. Unsitten und Aberglaube<sup>341)</sup> aller Art waren eingewurzelt. Dabei ist der westfälische Bauer immer äußerst konservativ gewesen. Was alt und hergebracht war, wurde mit Zähigkeit festgehalten, mochte noch so sehr dagegen geeifert werden.

Beständig kehrt in den Blättern jener Tage die Klage über die in dem großartigsten Maße betriebene Kurpfuscherei wieder. Der Westfälische Anzeiger führte von Beginn seines Bestehens an einen systematischen, heftigen Kampf gegen sie. Er schrieb im Jahre 1799: „Unzählbar ist das Heer der medizinischen Pfüscher aller Art. Alte Weiber, adligen oder bürgerlichen Standes, verdorbene Handwerker, Leinweber, Rademacher, Drahtzieher, Uhrmacher, abgedankte Soldaten, Juden, Scharfrichter, Curschmiede, die herumwandernden Thüringer, Ungarn, Diktätenkrämer — Hebammen, Chirurgen, Apotheker, . . . (und was man am wenigsten erwarten sollte) die Verleger mancher Zeitungen, z. B. des Hamburgischen Correspondenten und der Elberfelder Zeitung, drängen sich in buntem Gemisch herbei, um, jeder auf seine Art, den hilfbegierigen, leidenden Kranken herbeizulocken, ums Geld zu pressen, und, so Gott will, zur sanften, seeligen Grabesruhe zu befördern“<sup>342)</sup>. Zum Beweise brachte der Anzeiger reiches Material an Einzelfällen offenbaren Betrug. Um nur einen davon anzuführen, so ließ in der Nähe Schwelms ein Bauer sein krankes Kind von einem solchen Wunderdoktor behandeln, natürlich ohne Erfolg. Um nun zu verhindern, daß die Eltern etwa einen wirklichen Arzt befragten, weil seine Mittel nichts halfen, erzählte er ihnen, ihr Kind sei behert, und er habe unterwegs mit bösen Geistern kämpfen müssen, die nicht zugeben wollten, daß das Kind wieder gesund werde. „Leider, sagt der Berichterstatter, glaubten die armen, leichtgläubigen Bauersleute die plumpe Lüge“<sup>343)</sup>.

Auch im Paderbornschen sah es „mit Besorgung der Gesundheits- und Lebenserhaltung der Landleute betrübt aus“. Wir hören, es fehlte an guten Hebammen, geschickten Ärzten und Wundärzten. Eine große Zahl Menschen wurde alljährlich „durch Markttschreier und Quacksalber getötet“. Die Art der Krankenbehandlung auf dem Lande war immer dieselbe. Es wird berichtet: „Dem gemeinen Mann mag fehlen, was da will, so verlangt er schweißtreibende oder stärkende Mittel, die nur

<sup>341)</sup> Vergl. auch Baston II 305 ff.

<sup>342)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 375 ff: „Ueber Pfüscherei, Charlatanerie und Geheimniskrämerei in der Medizin.“

<sup>343)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 87 ff. — Vergl. auch Jahrgang 1800, Seite 72 ff: „Lenhardts Gesundheitstrank“. Der Artikel stellt „die schamlose Frechheit dieses Charlatans“ an den Pranger.

gar zu oft für seinen Zustand wahres Gift sind“. Der Vertrauensmann, dessen Rat man in schwierigen Fällen in Anspruch nahm, war der Dorfbarbier. Man wußte gegen solche Gewohnheiten keinen andern Rat, als die Hilfe derer zu suchen, die meist noch am ehesten Autorität bei den Bauern besaßen, nämlich der Landpfarrer. Sie sollten doch lieber, „anstatt über gewisse Evangelien und Episteln zu predigen, wo nicht am Sonntage, doch in einigen Feiertags- oder Wochenpredigten, ihren Zuhörern von der Kanzel eine Anweisung erteilen, wie sie . . . ihre Gesundheit erhalten, ihre Kranken besorgen, ihr Vieh vernünftig warten, oder ihre Haushaltung ordentlich einrichten müßten“<sup>344</sup>). Andere mochten freilich überhaupt verzagen, wenn sie ermaßen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um in dieser Beziehung eine Besserung herbeizuführen. Wie lesen da folgende Aeußerung: „Der Krieg, der im Westfälischen Anzeiger, bald wild, bald regelmäßig geführt wird, macht das Uebel nur noch ärger. Das Publikum, welches diese Leute haben, ist sehr zahlreich, es betrachtet sie als verfolgte Märtyrer und läuft ihnen nur desto mehr zu. . . . Bei der bisherigen Lage der Dinge solle man lieber die ganze Sache ruhen lassen und die Heilkunde für eine völlig freie Kunst erklären. Der Meister, der die beste Arbeit liefert, wird allemal am Ende die meisten Kunden haben, und die Pfluscher, sie mögen vernünftig oder unvernünftig gelernt sein, werden zuletzt brotlos und verlassen sitzen. Am wenigsten sollten Aerzte gegen Aferärzte öffentliche Angriffe machen; so rein ihre Absichten dabei sind, so verkehrt werden sie doch oft ausgelegt“<sup>345</sup>).

Solche Ansichten blieben aber glücklicherweise vereinzelt. Der Anzeiger führte seinen Kampf auch in den nächsten Jahren mit höchster Energie fort. Die Rubrik Gesundheitspflege kehrt fast in jeder Nummer des Blattes wieder. Dabei hatte man das Bestreben, sich nicht allein darauf zu beschränken, Fehler und Schäden aufzudecken, sondern man bemühte sich doch auch Mittel zur Heilung zu suchen. Es galt in diesem Falle, das Volk über die Natur einzelner Krankheitsercheinungen aufzuklären und auf die einfachsten Hilfs- und Heilmittel hinzuweisen. Das übrige mußte dann den Aerzten überlassen bleiben. Der Anzeiger brachte häufig solche Aufsätze unter der Ueberschrift „populäre Arzneikunde“. Da wird z. B. die Frage aufgeworfen: „Wodurch werden gemeiniglich

<sup>344</sup>) Magazin für Westfalen 1799, Seite 549 ff. — Daß die Aufgabe der Pfarrer auf dem Lande neben der Seelsorge vor allem eine erzieherische sei, galt dieser Zeit als selbstverständlich. „Es ist bekannt, schreibt der Freiherr von Kerkerink-Borg, daß die Geistlichkeit, besonders aber die Dorfpfarrer, sehr vieles zur Erhaltung der guten Sitten und Belehrung der Untertanen beitragen können, die Auswahl derselben also in allem Betracht dem Staate nicht gleichgültig sei.“ W. Zt. LXIX 439.

<sup>345</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 72 ff.

leichte und gewöhnliche Krankheiten bei dem gemeinen Mann böseartig und tödlich<sup>346)</sup>?

Wohl noch aussichtsloser waren die auf Ausrottung der unter den niederen Volksklassen weit verbreiteten abergläubigen Sitten und Vorstellungen gerichteten Bestrebungen. Auch für diese Dinge bieten die damaligen Blätter den reichhaltigsten Stoff. „Vorurteil und Aberglaube, schreibt der Anzeiger, haben großen Einfluß in den Geist eines Volkes und geben ihm eine mannigfaltige Richtung und zwar immer auf eine nachteilige Weise.“ Es folgen dann Mitteilungen über eine Reihe abergläubischer Gebräuche. Der Verfasser des Berichts meint, gewiß sei, daß nur ganz rohe Menschen an diesen Unsinn glaubten, denn vernünftige Leute lachten über solche Märchen. Indessen sei doch der Glaube an die Heilkraft des Stahls ein gemeindeutscher Volksglaube, und es wäre interessant, wenn einmal jemand die Ursachen aufdeckte, aus denen er entspringe<sup>347)</sup>.

Gegen die Mißbräuche bei Leichenbegängnissen sowie bei der Bestattung der Toten war die Regierung im Preussischen bereits eingeschritten. Es war die Beisetzung in gemauerten Gräften in den Kirchen verboten worden. Man ging dazu über, die Friedhöfe allmählich aus dem Innern der Städte hinaus vor die Tore zu verlegen<sup>348)</sup>.

Man verlangte nun, der Staat solle hierbei nicht einhalten, sondern auch gegen andere Unsitten einschreiten. Zu diesen gehörten in aller erster Linie die Hochzeiten des gemeinen Mannes, wie sie an manchen Orten in der Grafschaft Mark sehr gebräuchlich seien. Groß, sehr groß sei das Unheil, das diese stifteten. Man könne sie als das Grab der Moral des großen Hausens bezeichnen<sup>349)</sup>. Auch im Paderborner Lande war ein „übermäßiges Fressen und Saufen“ an Hochzeiten und Kirchweih an der Tagesordnung<sup>350)</sup>, und im Ravensbergischen kam es vor, daß zwei bis drei Kühe zu einer Hochzeit geschlachtet und dazu „neunzig Kannen Brandwein und Wein verpraßt“ wurden. „Viele, hören wir, legten den Grund zu ihrem Ruin am Hochzeitstage“<sup>351)</sup>.

<sup>346)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 228.

<sup>347)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1798, Seite 21 ff., 51 ff.

<sup>348)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1492 ff.

<sup>349)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 1388.

<sup>3450)</sup> Magazin für Westfalen, Jahrgang 1797, Seite 514.

<sup>351)</sup> Westfälisches Magazin VI 142 ff.

#### 4. Kapitel.

##### Nachrichten über Erziehung der Jugend und Schulwesen.

Die Ruhe, deren Deutschland in der Zeit nach dem Hubertusburger Frieden bis zum Beginn der Revolutionskriege genoß, kam in vollem Maße seiner inneren Entwicklung zu gute. Alle Kräfte der Nation konnten sich jetzt ungehemmt entfalten. Indem man sich auf das eifrigste bemühte, die im Volke noch schlummernde Energie zu wecken, eine lebhaftere Tätigkeit im Erwerbsleben hervorzurufen, die Bodenkultur zu heben, Handel und Industrie auszubreiten, die Sitten zu verbessern, traf man doch auf die mannigfachsten Schwierigkeiten. Den stärksten Widerstand fand man in der geschilderten allgemeinen Roheit und Unwissenheit der breiten Volksschichten. Denn Westfalen bildete in dieser Hinsicht durchaus keine Ausnahme. Man sah ein, daß die Reform, wollte man etwas ernstliches erreichen, schon bei den heranwachsenden Geschlechtern beginnen mußte. Mit aller Kraft setzte jetzt eine Bewegung ein, deren Ziel eine grundlegende Umgestaltung des ganzen Schul- und Erziehungswesens war. „Es blühet der pädagogische Reformgeist aus allen vier Winden“, schrieben die Prager gelehrten Nachrichten im Jahre 1772<sup>352)</sup> Die aus Frankreich hinüberkommenden pädagogischen Ideen fanden in Deutschland einen empfänglichen Boden. Im Anschluß an Rousseau suchten die Philantropen, Basedow, Campe, Salzmann, das Unterrichtswesen zu reformieren. Die Erziehung wurde zu einer Wissenschaft, die sich bald unter die Lieblinge der Zeit rechnen durfte<sup>353)</sup>. Gegen die auf protestantischem Boden wirkenden Philanthropen bildete sich in katholischen Gebieten eine gemäßigte pädagogische Richtung, die hauptsächlich Overberg in Münster und Sailer in Bayern vertraten<sup>354)</sup>. Während die Philanthropen radikal das alte verwarfen und besonders auch auf religiösem Gebiete neue Bahnen gingen, knüpfte die katholische Pädagogik an das überkommene Erbe früherer Zeiten an und stellte im Gegensatz zu jenen die Religion in den Mittelpunkt des Unterrichts<sup>355)</sup>. Sie haben sicherlich die bedeutendsten Erfolge erzielt. In neuerer Zeit, als Westfalen sich erst langsam von den Leiden einer langen Kriegszeit erholte, als noch niemand hier an Volksschule und Erziehung denken

<sup>352)</sup> Naarmann, Die Reform des Volksschulwesens im Herzogtum Westfalen, W. Zt. LXI, II. — Vergleiche auch Sneathlage, Ueber die Umschaffung der lateinischen Schulen in Realschulen. Hamm 1800. Seite 1: „Daß die Bildung und Erziehung der Jugend die erste Stelle . . . einnimmt, ist eine von allen Weisen jedes Zeitalters anerkannt, in unseren Tagen aber . . . so allgemein verbreitete Wahrheit, daß sie vom Thron herab bis in die niedrigste Hütte empfunden und beherzigt wird.“

<sup>353)</sup> So schrieb das Magazin für Schule und Erziehung. Naarmann a. a. O.

<sup>354)</sup> Hardewig, Die Tätigkeit des Freiherrn Franz von Fürstenberg für die Schulen des Fürstbistums Münster. 24 ff.

<sup>355)</sup> Siehe oben, Seite 68 ff.

konnte, trat Fürstenberg mit seiner systematischen Umgestaltung des Unterrichtswesens in seinem Lande, einem wegen Rückständigkeit verschrieenen geistlichen Staate, hervor und stellte damit ein großes Vorbild für Westfalen, ja für Deutschland auf. Wir sahen, wie Fürstenbergs Beispiel die übrigen westfälischen Staaten nach und nach folgten, meist freilich ohne die gleichen Erfolge zu erzielen, wie im Preussischen sogar erst recht spät unter Friedrich Wilhelm III. ernstere staatliche Maßnahmen für die Verbesserung der Volksschule geschahen.

Hier war aber inzwischen bereits eine teilweise Verbesserung des Volksschulwesens aus dem Volk heraus ohne das Zutun der Regierung eingetreten, denn auch in Westfalen war die öffentliche Meinung sehr rasch auf die Wichtigkeit dieses Gebietes aufmerksam geworden. Nichts wurde mit gleichem Eifer immer wieder vor der Öffentlichkeit besprochen, indem man bald die vorhandenen Schäden scharf beleuchtete, bald lobend schon geschene Reformen hervorhob. So wurde einmal der Verdienste gedacht, die das kleine Hagen sich erworben hatte. Diese Stadt, hören wir, „erbauete ein kostbares, völlig zweckmäßiges Schulgebäude ganz aus eigenen Mitteln und beschämt dadurch manche Stadt und manche Gemeinde, die Himmel und Erde in Bewegung setzt und gerne die halbe Welt um milde Gaben ansprache, um ein altes Schulgebäude einigermaßen zu reparieren.“ Auch in Iserlohn kenne man „den hohen Wert guter Schulen und geschickter Schullehrer“<sup>356</sup>). Wie schlimm sehe es dagegen meist auf dem platten Lande aus? Nirgends wären die Schullehrer übler besoldet, häufig sei die Schulstelle mit fast gar keiner Rente verbunden<sup>357</sup>). Solange solche Verhältnisse bestanden — das erkannte man — war allerdings auch von der Bildung der Lehrer nichts zu erwarten. Einzelne zwar, sagt ein anderer Bericht, gebe es auch jetzt schon, „die ihrem Stande Ehre machten, einen Wilberg zu Hamm bei Bochum, einen Holthaus zu Schwelm, einen Frickenhaus zu Lüdenscheid“. Auch in Brüninghausen, Altena, Hadfeld, Hülscheid, Dahl, Rönfel, Hersfeld werden tüchtige Männer namhaft gemacht. Doch an den allermeisten deutschen Schulen seien Leute tätig, „von denen für die wahre Volksaufklärung und die darauf beruhende Verbesserung des Volkscharakters wenig Gutes zu hoffen sei“<sup>358</sup>). Daß die Schärfe der Kritik am Platze war, bewiesen eine ganze Reihe einzelner Fälle, die der Anzeiger veröffentlichte, in denen eine geradezu unglaubliche Unwissenheit von Schullehrern zu Tage getreten war<sup>359</sup>). Wenn die Regierungen sich dieser Verhältnisse in der Folgezeit mehr als früher annahmen, wenn überall tüchtige Männer berufen wurden, Schulkommissionen gebildet, Seminarien gegründet, so war dies sicherlich zu einem guten Teile dem

<sup>356</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 357.

<sup>357</sup>) Ebd. 359.

<sup>358</sup>) Ebd. 343.

<sup>359</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799 Nr. 3 und Nr. 5.

Drucke der öffentlichen Meinung zu danken. Indes den Kern des Uebels heilte man damit doch nicht. Darauf wies noch im Jahre 1805 eine Bittschrift hin<sup>300)</sup>, in der die märkischen Landstände dringend aufgefördert wurden, ihren Einfluß bei der Regierung zu benutzen, „um eine endliche Verbesserung des traurigen Zustandes der Elementarschulen“ in der Grafschaft zu bewirken. Denn noch immer zögerte die Regierung mit der Gewährung des notwendigen Schulfonds. Die Schrift ging von der Voraussetzung aus, daß ohne eine vernünftige Bildung der Jugend „das Vaterland nicht zu dem Grade des Wohlstandes, der Kultur und Glückseligkeit“ fortschreiten könne, dessen es fähig sei. Deshalb seien „gewisse präparatorische Schritte“ notwendig, die sich auch ohne einen Schulfonds leicht ausführen ließen.

Die Punkte, auf die es zunächst nämlich ankäme, seien folgende: Erstens gelte es, die Lehrer in ihrer Existenz sicher zu stellen, indem man sie „aus der Abhängigkeit vom gemeinen Mann“ dadurch erlöse, daß fortan das Schulgeld von Staatswegen durch den Receptor oder Acciseinspektor eingezogen werde<sup>301)</sup>. Denn bis jetzt sei der Lehrer gezwungen, sich „allen Launen und Unarten“ des Mannes aus dem Volke zu fügen. Unterstehe er sich, dem „alten Schlendrian“ des Unterrichts ein Ende zu machen, Unarten der Kinder zu strafen, so würden diese einfach von ihren Eltern zurückgehalten und also auch weiter kein Schulgeld für sie bezahlt. Der Lehrer müsse dann in die drückendste Lage kommen, da er schon ohnehin die bescheidensten Einnahmen habe<sup>302)</sup>.

Um nun kinderreiche Familien nicht zu sehr zu belasten, wenn plötzlich für jedes schulpflichtige Kind auch wirklich Schulgeld gezahlt werden mußte, schlug die Schrift vor, das Schulgeld nach der Höhe des Kontributionsfußes, ohne Rücksicht auf die Zahl der Kinder, die die Schule besuchten, den einzelnen Familien aufzuerlegen.

Ferner, sei diese Maßnahme durchgeführt, der Lehrer in seinem Einkommen gesichert, dann erst könne der Staat verlangen, daß der Lehrer auch etwas tüchtiges leiste. Dieses werde dann sogar zu seiner Pflicht. Er solle deshalb ein Kollegium, das aus allen Konfessionen gleichmäßig zusammensetzen sei, mit der Prüfung der anzustellenden Lehrer beauftragen. Als Prüfungsort wird Herdecke vorgeschlagen. Den Gemeinden dürfe von da ab natürlich nur die Wahl unter geprüften Lehrern erlaubt sein.

Der Einwand, solche Maßregeln würden beim Volk Mißvergnügen erwecken, sei nicht stichhaltig, da ja die Regierung auch

<sup>300)</sup> St. A. M. Märkische Landtagsakten Nr. 365: Schulsachen: „Dringende Bitte um endliche Verbesserung des traurigen Zustandes der Elementarschulen der Provinz.“

<sup>301)</sup> Schon 1799 hatte der Westfälische Anzeiger feste Besoldung der Lehrer auf dem Lande gefordert. Seite 359 ff.

<sup>302)</sup> Hardewig a. a. O. 12 ff, 89 ff.

bei anderen gemeinnützigen Unternehmungen nicht danach frage. Das Volk selbst werde von größerer Bildung den ersten Vorteil haben, denn gute Knechte und Mägde leisteten bekanntlich mehr als schlechte. Höheren Nutzen werde eine Schulverbesserung bringen, als „die Schiffbarmachung der Ruhr, die Anlage der Chaussee und die erhöhten Stempelgebühren“.

Die klaren Gründe dieser Schrift mußten jedem einleuchten. Die märkische Kriegs- und Domänenkammer erklärte denn auch, daß sie mit dem Inhalt völlig einverstanden sei. Sie betonte nochmals die Notwendigkeit, die Lehrer ganz zu „Staatsdienern“ zu machen<sup>363</sup>).

Welch große Bedeutung man allgemein der Volksschule beimaß, erhellt auch aus einem Aufrufe an die Markaner, der im März 1799 im Westfälischen Anzeiger erschien<sup>364</sup>). König Friedrich Wilhelm III. hatte schon als Kronprinz im Jahre 1788 die Mark besucht. Sein schlichtes, bürgerliches Wesen hatte ihm hier alle Herzen erobert. Nun stand abermals sein Kommen als König in Aussicht. Man wünschte diesmal etwas ganz besonderes zu tun, um dem König seine Verehrung und Anhänglichkeit zu beweisen. In dieser Absicht wendet sich der Verfasser des Aufrufes an seine märkischen Landsleute mit dem Vorschlage, „durch freiwillige Unterzeichnung ein dem großen Zwecke der allgemeinen Schulverbesserung angemessenes Kapital“ zusammen zu bringen, dies „bei der Anwesenheit des Königs in seine heiligen Hände niederzulegen, damit auf Jahrhunderte der hiesigen künftigen Geschlechter Glück zu gründen“. Daß der Monarch dies tun werde, ist seine feste Ueberzeugung. „Das Volk der Grafschaft Mark, sagt er, würde in seiner Achtung unaussprechlich gewinnen. Es wäre möglich, daß die Nachkommen der ältesten Untertanen seiner Vorfahren durch diese Tat seinem Herzen die liebsten würden“. Gern würde der König einem solchen Geschenk gegenüber auf alle Uniformen, Gelegenheitsgedichte und dergleichen verzichten. Wer treu sein Geburtsland liebe, wer der heiligen Pflicht gegen die Nachkommenschaft eingedenk sei, wer wahre Ehre unter seinen Mitbürgern und im Auslande sich Achtung verschaffen wolle, der könne diesem Vorschlage nicht entgegen sein. Freilich müsse das Kapital, das so zu einem Schulfonds zusammen käme, hinsichtlich seiner Größe des Zweckes würdig sein, vor allem dazu reichen, eine „einheimische Pflanzschule“ für Lehrer zu begründen, die durchaus nötig sei. Alle Stände, alle Konfessionen, alle Orte sollten zu der Sammlung beitragen, damit die Verbesserung eine allgemeine würde.

Zur Ausführung dieses Planes sollte es allerdings nicht kommen. Der Besuch des Königs unterblieb. Wenige Jahre später kam dann der Krieg mit Frankreich und die Trennung von Preußen.

<sup>363</sup>) St. N. M. Märkische Landtags-Akten Nr. 369.

<sup>364</sup>) Seite 273 ff.

Auch forderte einzelnes Widerspruch heraus. Ein Seminar bestand bereits für Kleve und Mark gemeinsam in Wesel. Damals fand eben eine neue Einrichtung dieser Anstalt statt. Sie wurde im Westfälischen Anzeiger bekannt gemacht. Hierbei tat man dann gegen die Einrichtung eines besonderen märkischen Seminars Einspruch. Eine solche Anstalt sei durchaus kein Bedürfnis, und weshalb sollten junge Lehrer nicht ebenso gut außerhalb des Landes in Wesel, wie irgendwo im Innern ausgebildet werden können<sup>365</sup>).

An privater Unterstützung des Schulwesens fehlte es ebenfalls nicht. Die von dem Freiherrn von der Neck begründete Gesellschaft der Freunde der Lehrer und Kinder machte im Jahre 1799 bekannt, daß sie gesonnen sei, zwei jungen Leuten aus der Mark, von denen einer reformiert und einer lutherisch sein müsse, außer freiem Unterhalt jährlich 40 Reichstaler zu geben. Sie stellte nur die Bedingung, daß diese sich vorher von dem Lehrer Wilberg auf ihre Befähigung hin prüfen ließen, sowie eine Bescheinigung ihrer guten Aufführung von ihrem Prediger vorwiesen<sup>366</sup>).

Auch hier verdient die Tätigkeit eines Pfarrers Erwähnung. Pastor Wirths in Keitwig machte sich um die Fortbildung der Lehrer verdient. Er unterrichtete sie in Geschichte, Geographie und Naturkunde, machte ihnen physikalische Versuche und ließ sie Aufsätze ausarbeiten. Er besuchte die Schulen, wohnte dem Unterricht bei, „lobte oder tadelte den Lehrer“. Seine Anstrengungen schreibt der Anzeiger, seien augenscheinlich erfolgreich<sup>367</sup>).

Unter den Lehrern selbst setzte inzwischen eine starke Bewegung ein, deren Ziel die Hebung des ganzen Standes bildete. Das Haupthindernis, das auch der privaten Ausbildung der Einzelnen im Wege stand, war und blieb doch die geringe Befoldung. Im ganzen, so konnte man mit Freuden feststellen, hatte das Schulwesen Fortschritte gemacht. „Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte“ nahmen in gleicher Weise Anteil daran. „Viele und gute Anstalten“ waren gegründet, die pädagogische Litteratur hatte einen außerordentlichen Umfang gewonnen, sie überströmte fast ganz Deutschland<sup>368</sup>). Doch wie sollte der Lehrer unter diesen Schriften wählen, woher sollte er vor allem die Mittel zu ihrer Anschaffung nehmen? Um hier Abhilfe zu schaffen, bildete sich im Sauerland eine „Schullehrergesellschaft“. Sie zählte bald vierundzwanzig Mitglieder, meist Lehrer, doch nahmen auch einige Prediger und Kandidaten teil. Sie beabsichtigte, die wichtigsten Schriften für die Jugend und die Lehrer gemeinsam zu beschaffen, um sich durch Lektüre weiter auszubilden. Man wollte dann von Zeit zu Zeit zusammen-

<sup>365</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 792 ff.

<sup>366</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1161.

<sup>367</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1111 ff.

<sup>368</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1453.

kommen, das Gelesene besprechen, auf das Anwendbare aufmerksam machen, die Amtserfahrungen sich gegenseitig mittheilen, womöglich auch eigene Vorschläge zur Methode des Unterrichts machen<sup>369</sup>).

In ähnlicher Weise vereinigte man sich bald darauf im Herzogtum Berg. Der Anzeiger brachte einen Bericht darüber, der lobend auf die allgemeinen Schulverhältnisse im Bergischen hinwies. Ueberall wurden dort neue Schulgebäude errichtet, viele alte im Amt ermüdete Lehrer seien mit einem ansehnlichen Gehalt zur Ruhe gesetzt worden, junge Männer an ihre Stelle getreten. Man habe auch bereits begonnen, die Gehälter zu vergrößern. Im Amte Barmen gebe es Männer, die Tausende von Talern zu Schulzwecken hergegeben hätten. Ihre Namen, sagt der Verfasser, dürfe er leider nicht nennen. „Seil diesen rechtschaffenen Männern“, ruft er aus. „Mögen viele Reiche sich bewogen fühlen, von ihrem Ueberfluß zu diesem seeligen Zwecke auszustreuen<sup>370</sup>).

Zu einem heftigen Streite kam es indes über die Frage, welches Maß von Kenntnissen und welcher Art bei dem niederen Volke wünschenswert sei, wie weit die Aufklärung hier gehen dürfe, wenn man nicht eher Schaden als Nutzen stiften wollte. Eine fortschrittliche und eine konservative Richtung bekämpften sich, und wie natürlich, man erhitzte sich gegenseitig, und beide Parteien schossen in einseitiger Betonung ihres Standpunktes weit über das Ziel hinaus. So sah sich der Lehrer Wilberg veranlaßt, im Interesse der Sache hierzu Stellung zu nehmen. Ironisch sagte er, die einen wollten den Bauern, — denn um diesen Stand handelte es sich in erster Linie — durch Unterweisung in allem Wissenswerten so weit gebracht sehen, daß er aus purer Aufklärung das Beschwerliche seines Standes und den saueren Schweiß nicht mehr fühle, während die andere Seite im Gegentheil der Ansicht wäre, das beste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, sei eben, wenn man den Bauern in seiner bisherigen Gefühlslosigkeit erhalte und ihn durch Furcht zum Besten der Allgemeinheit lenkte. „Kaum könnte man es einem ruhigen Beobachter verargen, meinte Wilberg, wenn er behauptete, jene Partei habe in ihrer Forderung die Grenzen der Möglichkeit und Weisheit überschritten, und diese frech der Vernunft und ihrem eigenen Gebote, sich auszubilden, Hohn gesprochen.“ Nur praktisches Wissen, erklärte er weiter, habe für den Bauern Wert. Unwissenheit jedoch und Mangel aller Kultur dieses Standes sei für die Sittlichkeit des ganzen Volkes verhängnisvoll. Selbst das rein finanzielle Interesse der Staaten fordere es, daß der Bauer dahin käme, seine Berufsgeschäfte mit Denken und Ueberlegung auszuführen. Als wünschenswerte Gegenstände des Unterrichts nannte Wilberg dann folgende: „1. Sprachkenntnis, 2. Lesen (so daß der Schüler verstehe, was er lese), Schreiben und Rechnen der

<sup>369</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 362.

<sup>370</sup>) Ebd. Seite 1453 ff.

fünf Spezies und der Regel de tri, besonders Kopfrechnen, 3. Kenntnis der Natur, um Spuren der Weisheit und Güte Gottes finden zu können und . . . . abergläubische Furcht zu vermindern, 4. einigen Unterricht in der Landwirtschaft, . . . . 5. Kenntnis der Verfassung des Vaterlandes, besonders der vaterländischen Provinz, und (erst als letzten Punkt) 6. Religionsunterricht<sup>371</sup>).

Was aber sollte nun der Lehrer wissen und können? Viele Landleute, hören wir, hegten immer noch das schädliche Vorurteil, daß der Schullehrer sich allein auf das Lesen der Bibel, auf Schreiben, Rechnen und Erlernung biblischer Sprüche beschränken dürfte. Gerade das letzte sei jedoch gänzlich unnütz. Die Prediger selbst sollten endlich dem sinnlosen Auswendiglernen von Sprüchen, was weder zum Glauben noch zur Frömmigkeit etwas hülfte, entgentreten. Was man von dem Lehrer verlangen müsse, das sei Sittenlehre, Kenntnis der deutschen Sprache, ihre Regeln und Gesetze, vaterländische Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Kenntnis vaterländischer Gesetze und Verfassungen, Bekanntschaft mit dem Gemeinnützigsten aus der Mathematik, Mechanik und Zeichenkunst und vor allem auch Dekonomie. „In unseren Zeiten, meinte der Verfasser, wo so viele Bücher über ökonomische Gegenstände erschienen sind und noch erscheinen, wo durch neue Untersuchungen gemeinnützige Entdeckungen sind gemacht worden, sollte der Schullehrer billig mit verschiedenen Teilen der Dekonomie bekannt sein.“ So würde er noch weit gemeinnütziger wirken können<sup>372</sup>).

Die Tendenz der Zeit, vor allem andern das zu bevorzugen, was dem praktischen Nutzen dienlich zu sein schien, führte dazu, daß man auch im höheren Unterrichtswesen andere Bahnen suchte, daß man eine Umgestaltung des Unterrichts verlangte, bei der das Latein beschränkt werden und an seine Stelle Realien treten sollten. Dies Verlangen in einer Zeit, in der die größten Dichter der deutschen Nation das Griechentum als ideales Vorbild aufstellten, mutet uns zwar seltsam an. Es steckte aber zweifellos ein gesunder Kern darin.

Der Direktor des Gymnasiums zu Hamm, B. M. Sneathlage, verfaßte ein Buch<sup>373</sup>) über die Verwandlung der lateinischen Schulen zu Real- oder Bürgerschulen, mit denen er auch „Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht aus den gesitteten Ständen“ verbinden wollte. Eine solche Maßregel, sagte er, mache einen Gegenstand des allgemeinen

<sup>371</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 117 ff.

<sup>372</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1549 ff.

<sup>373</sup>) Ueber die Umschaffung der lateinischen Schulen in Realschulen und die damit zu verbindenden Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht aus den gesitteten Ständen, nebst einigen Vorschlägen zur Einrichtung zweckmäßiger Junferschulen in den Garnisonstädten. Von B. M. Sneathlage, Direktor des königlichen Gymnasiums zu Hamm, gedruckt bei H. S. Grote, Buchdrucker des Gymnasiums 1800.

Wunsches aus. Nur seien die Ansichten darüber noch „sehr unbestimmt und schwankend“, indem der eine Teil die lateinische Sprache „ganz verbannt“ wissen wollte, ein anderer „diese Form für entehrend“ hielte, ein dritter wiederum „lieber Akademien bilden und den Knaben sofort zum abstrakten Denker und Vielwässer“ machen wollte. Sneathlage glaubte, es sei am besten, einen Mittelweg einzuschlagen. Großen Wert legte er vor allem auf die Erziehung. Er erklärte es für notwendig, daß die Möglichkeit geschaffen würde, künftighin auf den Universitäten auch Pädagogik zu studieren, denn „nicht jeder, der griechisch und lateinisch verstände, sei deshalb schon zum Lehrer geeignet“.

Das Verlangen nach einer „Realschule“ wurde auch anderswo geäußert. Der Verfasser eines Aufsatzes über die Mängel und Gebrechen des Bistums Paderborn klagte über das Fehlen einer solchen Anstalt<sup>374</sup>), „worin den Untertanen . . . ohne Ansehen des Standes alles, wozu sie Lust und Fähigkeiten hätten, umsonst gelehrt werden könne. Die bestehenden Gymnasien seien zu sehr auf die Heranbildung von Theologen und Juristen eingerichtet. Was hülfen aber der großen Mehrzahl der Lernenden, die keine Gelehrten werden wollten, die lateinischen Kenntnisse. Weit mehr müsse dem Staate, den Schülern und ihren Eltern an den „mechanischen Künsten“ gelegen sein. „Die Haushaltungskunst, die ausübende Mechanik, die mathematischen Wissenschaften, dazu Erlernung der französischen Sprache“ seien jedermann nützlich und schickten sich für alle Stände.

Solche Wünsche und Gedanken spiegeln fast überall den Einfluß der deutschen Philanthropen wieder. Besonders auch in folgendem tritt dieser zu Tage. Man machte die Bemerkung, daß die Aufgabe der Schule nicht allein in der Uebermittlung von Kenntnissen und damit der Bildung des Verstandes, sondern mindestens ebenso sehr in der Erziehung bestehe. So rasche Fortschritte das Schulwesen gemacht habe, schrieb der Westfälische Anzeiger im Jahre 1800, so müsse es doch jedem einleuchten, daß bisher die sittliche Erziehung mit der intellektuellen in einem offenbaren Mißverhältnis stände. Man verdanke es Basedow, Campe, Stueve und Salzmann, daß auch auf den sogenannten Trivialschulen Fortschritte hinsichtlich der Lehrgegenstände wie der Methode gemacht würden<sup>375</sup>). Immer noch finde man aber zu selten Schulen, „wo die intellektuelle Erziehung der sittlichen untergeordnet wäre“. Doch das sei auch eine große und schwer zu lösende pädagogische Aufgabe, wie es nämlich anzufangen sei, daß „die Erziehung zur Sittlichkeit mit der intellektuellen gleichen Schritt halte“<sup>376</sup>).

Um zum Schlusse zu kommen: Man betrachtete gute Schulen als das erste und vornehmste Kennzeichen der Zivilisation. „Man nehme

<sup>374</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1798, Seite 263 ff.

<sup>375</sup>) Vergl. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. III, 2 284 ff.

<sup>376</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 1657.

die Schulen aus einem Lande fort, schrieb Snethlage, und bald werden Barbarei und Vagabundenheit allgemein herrschend werden. . . . Denn wo anders, als in ihnen wird der Geist und Charakter einer Nation gebildet?“ Snethlage hegte die Ueberzeugung, daß nur die Schule im Stande sei, „den Mängeln der häuslichen Erziehung und dem schädlichen Einflusse des Geistes des Zeitalters entgegen zu wirken und seine Kraft zu schwächen“<sup>377</sup>).

### 5. Kapitel.

#### Verbreitung des Rationalismus auf religiösem Gebiet.

##### Das Gebot der Toleranz.

Im Mittelalter war die höhere Macht der geistlichen Gewalt über die weltliche allgemein anerkannt. Dabei waren beide Mächte, Kirche und Staat, das engste Verhältnis zu einander eingegangen. Große Umwälzungen und heftige Erschütterungen der einen mußten stets auch die andere treffen. So kam es, daß die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts auch auf politischem Gebiete große Wirkungen hatte. Sie trug wesentlich bei zu der allmählichen Befreiung der weltlichen von der geistlichen Gewalt. In ihren Grundfesten wurde diese aber erst durch die geistige Bewegung und die politische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts erschüttert. Daß die einst alles beherrschende katholische Kirche ihren gesamten weltlichen Besitz in Italien und Deutschland verlor, daß ihre großen Besitztümer in fast allen Ländern Europas ihr genommen wurden, ja sie in Frankreich, wenn auch nur für kurze Zeit, gänzlich zu bestehen aufhörte, das trat noch alles zurück in Anbetracht der Tatsache, daß Kirche und Religion ihre Herrschaft über die Geister, wie es schien, für immer, verloren hatten<sup>378</sup>).

Das Zentrum der Aufklärung in Deutschland wurde in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Berlin. Hier machte sich vor allem ein starker Einfluß französischer Philosophie geltend. Friedrich II. betrachtete sich als Schüler Voltaires. Der Religion gegenüber verhielt er

<sup>377</sup>) Snethlage a. a. O. 16. — Ebenso erklärte Pfarrer Zumbroich zu Menden im Herzogtum Westfalen: „Gründlicher Unterricht und religiöse Erziehung des heranwachsenden Menschengeschlechts ist das zweckmäßigste, vielleicht auch das einzige sichere Mittel, Völker zu beglücken und ganze Nationen von dem in unseren Tagen so wütend um sich reisenden Strom des Verderbens zu retten.“ Aufruf um Nothilfe. 1798.

<sup>378</sup>) Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts II 551 ff, III, I. Zweites Kapitel: „Die Popularphilosophie und der theologische Rationalismus.“

sich gleichgültig ablehnend. Der gleichen Richtung folgte das gebildete Berliner Publikum. Die Aufklärung nahm hier bald einen ausgesprochen religiös-feindlichen Charakter an, wodurch sich viele Gemäßigten abgestoßen fühlten<sup>379)</sup>. Anderswo, zumal auch in Westfalen, bemerken wir hingegen, daß man wohl den Wert der Religion ganz anders auffaßte, als in früheren Zeiten, daß vor allem das Dogma seine alte Bedeutung verloren hatte, nicht aber daß die Religion an und für sich in Mißachtung geraten war. Ehrfurcht gegen Gott, so schrieb der Westfälische Anzeiger, sei in Deutschland nicht in Verachtung, wenn es gleich Frömmigkeit einigermaßen sein möge. Das käme daher: In vorigen Zeiten habe man die Frömmigkeit bloß in äußeren Dingen, im Kirchengehen, im Beten, im Falten der Hände gesucht. Solche Dinge könne aber auch der Heuchler und der Dumme nachahmen, die weder Gott kennen, noch die Tugend liebten. Doch da diese Leute Fromme hießen, so wollten nun die, welche „wahre Religion und aufrichtige Tugend“ besäßen, nicht mehr so genannt werden<sup>380)</sup>.

Die Wertschätzung der Religiosität war seit dem Ausbruche der französischen Revolution sogar wieder gestiegen. Die schrecklichen Greuel, von denen man vernahm, die innere Auflösung gab man nicht zum wenigsten der in Frankreich herrschenden Kirchenfeindschaft Schuld. In der Königsgeburtstagspredigt im Jahre 1799 sagte der Pfarrer Eylert in Hamm: „Religion ist die feste, unwandelbare Stütze jeder wahren Wohlfahrt. Sie ist es vorzüglich, die das Glück ihres Landes dauerhaft gründet . . . . Es ist eine durch die Geschichte aller Nationen bestätigte Erfahrung, der Geist der Irreligiosität ist auch immer der Geist der Empörung“<sup>381)</sup>. Auch der Anzeiger schrieb noch im folgenden Jahre: „Alles, was zur Religiosität ermuntern, auf die Zu- und Abnahme derselben aufmerksam machen kann, ist noch zu jeder Zeit, vielleicht jetzt besonders, nützlich“<sup>382)</sup>.

Indessen hatte sich der Begriff der Religion unter dem Einfluß des Rationalismus eigentümlich umgestaltet. Man dachte dabei nicht mehr an die durch Dogma und Kultus getrennten Konfessionen. Wir hören wohl, die „steife Dogmatik sei nur geeignet, „den Geist zu verfinstern“. Weit entfernt, die Schüler damit zu unterhalten, erklärte der Leiter des Pädagogiums zu Meinertshagen, der Prediger M. Bährens, wolle er ihnen vielmehr den eigentlichen Geist der Christuslehre entwickeln<sup>383)</sup>. Die Religion, die Beglückerin der Menschen, dürfe nicht zu einem Werke des Gedächtnisses gemacht werden, sondern man müsse sie als eine „An-

<sup>379)</sup> Galland a. a. D. 94. — Scherer a. a. D. 518 ff. — Philippson a. a. D. I 36.

<sup>380)</sup> Jahrgang 1800, Seite 1409 ff

<sup>381)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 1325 ff.

<sup>382)</sup> Jahrgang 1800, Seite 1623 ff.

<sup>383)</sup> Westfälisches Magazin XII 678.

leitung“ betrachten, „wie wir als vernünftige Menschen hier uns unserer großen Bestimmung gemäß betragen sollten, um dereinst als Greise in dieser und jener Welt glücklich zu sein“. Das Moralische, Sittliche sollte vor allem betont werden.

Aus solchen Gesichtspunkten heraus ergab sich nun auch die Notwendigkeit, Aenderungen in den Aeußerlichkeiten der Kultübung vorzunehmen, wenn die Kirche ihren Einfluß auch auf die Gebildeten aufrechterhalten wollte. Man fragte, wie eine Gottesverehrung für Sittlichkeit recht wirksam sein könne, wenn der Gesang einen so breiten Raum darin einnehme, wenn der größere Teil oder doch mindestens die Hälfte der Zeit damit hingehe<sup>384</sup>). Interessant ist es auch, daß man in dem Bestreben, die Sittenlehre in den Mittelpunkt der Religion zu stellen, auf die Hilfe der Religionslehrer rechnete und, wie es scheint, den Pfarrern gegenüber etwas Mißtrauen zeigte<sup>385</sup>). Ja manche gingen in der Bewertung äußerer Kulthandlungen soweit, daß sie selbst das älteste dieser Symbole, das eben die Aufnahme in die christliche Gemeinschaft bezeichnet, die Taufe, zwar nicht abgeschafft sehen wollten, aber doch als etwas geringfügiges, das man auch entbehren könne, betrachteten. Der Aberglaube, heißt es einmal, sei durchaus nicht lediglich ein Eigentum des großen Haufens. Denn nicht nur der gemeine Mann eile, an seinem Kinde die Nottaufe verrichten zu lassen. Nein, vor sechs Jahren noch sei es vorgekommen, daß ein Professor und Doktor der Theologie nachts um 1 Uhr zum Prediger schickte und seinem Kinde die Nottaufe geben ließ. Da sehe man, „daß der Aberglaube auch unter den Ständen seine Freunde habe, die ihm von Amtswegen den Krieg erklären sollten“<sup>386</sup>).

Daß solche Anschauungen zur Herrschaft gelangten, hatte dann naturgemäß tiefgehende Folgen für das Verhältnis der Konfessionen zu einander. Toleranz wurde ein Schlagwort. Lessings Nathan hatte diese Lehre aller Welt verkündigt und die Massen der Gebildeten dafür gewonnen. Man pries sich glücklich, daß „der engherzige Sektengeist der vorigen Zeiten“ nicht mehr die Oberhand habe<sup>387</sup>). „Ob der, welcher ein Beispiel der Religiosität gibt, ein Jude oder ein Christ ist, so schrieb der Anzeiger, gilt wohl gleich, wenn nur die Übung derselben aus Achtung für die Gottheit, aus Liebe zu seinem Menschen quillt“<sup>388</sup>). Ausschreitungen gegen Andersgläubige fanden den schärfsten Tadel<sup>389</sup>). Alle Konfessionen sollten sich gleichmäßiger Behandlung er-

<sup>384</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1798, Seite 392.

<sup>385</sup>) Ebd. Seite 384.

<sup>386</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 557 ff.

<sup>387</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 128.

<sup>388</sup>) Ebd. Seite 1623.

<sup>389</sup>) Von Ausschreitungen gegen Juden, die ein Vikar veranlaßt hatte, wird aus De., einem kleinen Orte bei Soest berichtet. Die vorgelegte kirchliche Behörde hatte den Vikar zur öffentlichen Zurücknahme der Anordnungen

freuen. So wurde es z. B. entschieden verurteilt, daß die Katholiken, wo sie *ecclesia pressa*, als geduldete Religionspartei lebten“, gezwungen waren, sich zweimal trauen zu lassen, nämlich einmal von den Geistlichen ihrer Konfession, dann von dem der herrschenden Religionspartei. Warum, fragte der Anzeiger, wird dieser Zwang nicht abgestellt?“ Sicher sei, daß die protestantischen Prediger „die Schändlichkeit dieses Unfugs“ fühlten. Sie sollten doch die entscheidenden Instanzen zum Einschreiten veranlassen. „Wenn die Katholiken im entgegengesetzten Falle nicht mit gutem Beispiele vorangehen, schrieb die Zeitung, so kann das kein Beweggrund für die protestantischen Prediger sein, weil diese sich ja die Miene geben, ihre katholischen Amtskollegen an Toleranz zu übertreffen“<sup>300</sup>).

Es konnte nicht ausbleiben, daß in dieser Zeit auch der Gedanke einer Wiedervereinigung der christlichen Konfessionen auftauchte. Schon Hontheim hatte sein Werk „über die rechtmäßige Gewalt des Papstes“ in dem Gedanken verfaßt, den Protestanten den Anschluß an die katholische Kirche wieder zu ermöglichen<sup>301</sup>). Denn da das Dogma kaum noch im Wege zu stehen schien, so war es in der Hauptsache die hierarchische Verfassung der römischen Kirche und ganz besonders die Macht des Papstes, die den Protestanten ein Aergernis gab. Leichter, mochte Hontheim denken, würde eine Einigung, wenn eine deutsche Nationalkirche bestände. Auf protestantischer Seite freilich lehnte man solche Pläne von vorn herein ab. Man forderte lebhaft gegenseitige Duldung, weiteres sah man aber als unmöglich an<sup>302</sup>). Um so eifriger betrieb man dagegen den Plan einer Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen. Die Frage wurde gestellt: „Ist wirklich ein Unterschied zwischen den beiden protestantischen Religionen, und werden zwei Religionslehrer, die beide im Geiste Jesu von Nazareth arbeiten . . ., werden diese in ihren Lehren sehr von einander abweichen?“ Der die Frage aufwarf erklärte, wenn er Religionslehrer wäre, so würde er sich nicht „an die Torheiten der Unterscheidung stören“, er werde dabei weder sein Konsistorium, noch seine Synode befragen, weil er „voraussetzte, daß sie über diese Dinge vernünftig dächten“. Täten sie dies aber nicht, so würde er seine Sache getrost der Publizität vortragen. Die öffentliche Meinung dächte sehr

gezwungen. Der Anzeiger erklärte aber, von Rechtswegen habe man ihn absetzen müssen. Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 883. Unter der Ueberschrift: „Verirrungen des menschlichen Verstandes wird ein krasser Fall von Proselytenmacherei eines katholischen Pfarrers aus Ottbergen im Stift Corvey berichtet. Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 682 ff. — Vergl. auch Seite 1121 ff.

<sup>300</sup>) Jahrgang 1799, Seite 180 ff.

<sup>301</sup>) Das sagt der Titel: *ad reuniendos dissidentes in religione christianos*. Sie oben S. 66.

<sup>302</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 820 ff.

aufgeklärt, und ihr Urtheil habe am Ende des 18. Jahrhunderts ein entscheidendes Gewicht<sup>393</sup>).

„Nie, sagte eine andere Stimme, nie hätten sich die beiden evangelischen Teile trennen sollen. Wie leicht aber wäre eine Vereinigung zu einer Kirche in unseren Tagen, wenn man beiderseits sich fest entschloße, der Vernunft und der echten Bibellehre zu folgen und sich nie wieder um Worte zu zanken, zumal der Streit um Prädestination und Abendmahl ganz eingeschlafen ist“<sup>394</sup>). Wir hören, daß die Synoden der protestantischen Länder schon anfangen, sich gegenseitig „Deputationsanzeigen“ zu schicken<sup>395</sup>). Auf der bergischen reformierten Synode zu Wülfrat wurde beantragt, den lutherischen Prediger Aschenberg, der von Seiten seines Ministeriums als Vertreter zugegen war, zu fragen, ob er wohl das Abendmahl mit seinen reformierten Amtsbrüdern gemeinsam in der Kirche zu Wülfrath einnehmen wolle. Der Antrag wurde „mit Enthusiasmus“ aufgenommen. Zu einer Entscheidung kam es freilich nicht, da Aschenberg zu spät ankam, als der Gottesdienst schon begonnen hatte<sup>396</sup>).

Doch es fehlte auch nicht an Männern, die solchen Plänen ablehnend gegenüber standen. Man sprach wohl die Befürchtung aus, daß jedes „eigene Forschen und Denken“ aufhören werde, wenn der Zusammenschluß der protestantischen Kirchen Wirklichkeit werde. Ueberhaupt seien die einzigen, die etwas in dieser Sache zustande bringen könnten, die Fürsten. Die Laien könnten, und die Prediger dürften nichts tun. Sollte also etwas geschehen, so müsse ein landesherrlicher Befehl zur Religionsvereinigung ergehen. Notwendig sei dann nur „ein Arrangement der Konsistorien, der Kirchengüter, gesetzliche Aufhebung des Zwanges der symbolischen und der Lehrbücher, eine gemeinschaftliche Liturgie und eine übereinstimmende Haltung des Abendmahls“. Unmöglich sei es aber, Sekten zu vereinigen. Diese könne der Staat jedoch dulden, wenn ihre Mitglieder „gute und stille Bürger“ seien<sup>397</sup>).

Gleichsam als Antwort auf diese Vorschläge brachte der Anzeiger kurz darauf die Mitteilung, daß der Landgraf von Hessen-Kassel seinen Konsistorien befohlen habe, die Hindernisse, die einer Religionsvereinigung zwischen Reformierten und Lutheranern im Wege ständen, zu beseitigen. Beide Konfessionen unterstützten sich bereits wechselseitig und hielten gemeinsame Kommissionsandachten<sup>398</sup>).

<sup>393</sup>) Ebd. Seite 951 ff.

<sup>394</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 557 ff.

<sup>395</sup>) Ebd.

<sup>396</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 599. Der Einsender des Berichts erklärte, er „finde es sehr schön und erbaulich, wenn dies bei den gegenseitigen Synoden könnte eingeführt werden“.

<sup>397</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 820 ff.

<sup>398</sup>) Ebd. Seite 944.

Während die Gebildeten und die Prediger größtenteils Anhänger der Toleranzideen waren, stand die Masse des Volkes solchen Anschauungen vielfach noch feindlich gegenüber<sup>399</sup>). Mit welcher Zähigkeit traten z. B. die Markaner für ihr altes pietistisches Gesangbuch gegen Neuerungsversuche der Berliner Regierung ein<sup>400</sup>). Wir lesen, es sei zwar „Gottlob!“ nicht selten mehr, daß im Falle der Not ein lutherischer Prediger für einen reformierten, und umgekehrt, predige und auch andere Amtsverrichtungen wahrnehme. „Allein zur Steuer der Wahrheit, heißt es, muß man gestehen, daß dies Verfahren der Prediger nicht von den Gemeinden im Ganzen mit gefälligen Augen angesehen wurde. Es wurde von einigen zwar enthusiastisch gelobt, von andern getadelt. Doch waren die Tadler, Dank sei es der Aufklärung, größtenteils nur aus dem gemeinen Haufen. Ein Beweis des alten Sazes: Je unwissender ein Mensch, je ärgerer Sektierer.“ Leider seien aber auch die Prediger noch nicht alle vom Geiste des wahren Christentum beseelt. Vielfach werde der Jugend in den Katechisationen eine Abneigung gegen die andere Konfession beigebracht. Es folgen einige Beispiele von Pfarrern, die sich brüderlich beiständen und so den andern ein Vorbild sein könnten. Die Prediger beider Konfessionen in Unna und Wellinghofen unterstützten sich gegenseitig. In Duisburg habe in Abwesenheit des lutherischen Pfarrers der reformierte die Pflichten jenes versehen. In der Hauskapelle zu Reck wurde das Abendmahl von einem lutherischen und reformierten Pfarrer gemeinsam ausgeteilt. „Traurig, sagt der Verfasser dieses Berichts, daß man solche Beispiele noch als Seltenheiten anführen muß, da eine solche Denkungsart im Geiste und Sinne Jesu allgemein sein sollte“<sup>401</sup>).

Um nun auf das Verhältnis der Protestanten zu den Katholiken zu kommen, so scheint es, daß bei aller prinzipiellen Duldung der innere Gegensatz doch empfunden wurde. So machte sich der alte Haß gegen den römischen Papst zuweilen noch bemerkbar. In einer Lebensbeschreibung des Grafen Engelbert III. von der Mark wird von einer großen Judenverfolgung in Westfalen berichtet und im Anschluß daran von einer Wallfahrt Engelberts nach Jerusalem. Es heißt dann weiter: „Engelbert hatte seine Andacht am heiligen Grabe noch nicht vollendet, als ihn der Blick, von Rom aus geschleudert, traf. Er hatte dem sichtbaren Statthalter Christi nichts von dem Gelde der unschuldig gemordeten Juden überhandt. Wer hat je so, wie Rom, bei den europäischen Fürsten Requisitionen gefordert.“ Es erging dann an den Grafen die Auf-

<sup>399</sup>) Vergl. auch Kerkerink-Borgs Denkschrift. B. 3t. LXIX 418.

<sup>400</sup>) Berger, Der alte Harfort. 28. — Philippon, Geschichte des preußischen Staatswesens I 48 ff.

<sup>401</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 198 ff.

forderung, nach Rom zu kommen. „Engelbert gehorchte, er kam, zahlte, und der Fluch wurde von ihm genommen“<sup>402)</sup>).

Ganz natürlich war es, daß allen denen, die der herrschenden geistigen Strömung folgten, die mannigfachen Aeußerlichkeiten der katholischen Kirche, Processionen, Wallfahrten und anderes, was ihnen der Vernunft und Aufklärung Hohn zu sprechen schien, anstößig war. Auch auf das Cölibat der Geistlichkeit ist man wieder zu sprechen gekommen. Das Verlangen wurde laut, — ob von protestantischer oder katholischer Seite ist leider nicht zu erkennen, — der Staat solle sich dieser Angelegenheit annehmen. „Daß doch bei jegiger Vakanz des päpstlichen Stuhles, so lesen wir, im Jahre 1800, ein paar große deutsche Herrscher, die viele katholische Untertanen haben, das Glück und die Gemütsruhe aller christlich wünschen, auf den Gedanken kämen, sich zu erklären, daß alle katholischen Pfarrer und Seelsorger, die in Zucht und göttlicher Ordnung in die heilige Ehe eintreten wollten, von ihnen gegen Absetzung wegen eines solchen getanen Schrittes geschützt würden. Dies dürfte manchem in seinem Gewissen beklemmten Manne aus der Not helfen, daß er ein desto freudiger Diener des Evangelii würde“. Vor Gott rechtfertige ihn der Spruch Pauli 1. Kor. 7, 9, und gegenüber der Kirche die Worte des Papstes Pius II., der gesagt habe: „Sacer dotibus magna ratione sublatae nugas maiori restituendas esse“. Ein gewisser Umstand, sagt der Verfasser, der ihm wehe täte, in den ein „sonst nicht leichtsinniger“ Mann, den er schätze, aus Schwachheit gekommen sei, veranlasse ihn, diesen Wunsch zu tun“<sup>403)</sup>.

Besonders heftig wurde das Klosterwesen angegriffen. Justus Gruner läßt keine Gelegenheit vorübergehen, wo er dem Mönchstum einen Hieb versetzen kann. Es fehlt aber nicht an Klagen auch aus katholischen Ländern selbst. Ein Schreiben aus Bechta<sup>404)</sup> im Niederstift Münster tadelte es mit Recht, daß „Jünglinge und Mädchen im Alter von sechzehn Jahren, die sich und die Welt noch nicht kannten“, in Orden eintraten und „ewige Enthaltung vom Ehestande schwuren“. Die Neigung der jungen Leute, ins Kloster zu gehen, wurde am meisten dadurch begünstigt, daß die Lehrer an sämtlichen Landgymnasien des Münsterlandes Mönche waren, die ohne weiteres bereit waren, die Schüler „aus der fünften Klasse in ihre Orden aufzunehmen“. Die gesetzliche Vorschrift, daß dieser Schritt nicht vor dem vierundzwanzigsten Lebensjahre geschehen dürfe, wurde nicht beachtet. „Möchten die münsterschen Landstände, lesen wir, sich doch bald über die unerfahrene Jugend erbarmen und dies Gesetz aus seiner Vergessenheit hervorziehen und es wieder in Observanz bringen!“

<sup>402)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 183 ff.

<sup>403)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 425 ff.

<sup>404)</sup> Neues Westfälisches Magazin VIII 315.

Ebenso fand der von Protestanten immer wieder erhobene Vorwurf, daß in den Klöstern jedes geistige Leben erloschen sei, eine Bestätigung in dem Bericht eines „Kapitulars der Reichsabtei Werden“, den der Westfälische Anzeiger brachte. Das Stift Werden hatte die Beschuldigung erfahren, daß dort „keine Spur von Sinn für Wissenschaften und Geisteskultur“ vorhanden sei. Dies, erklärte der Bericht des Kapitulars, sei leider wahr, doch dürfe man es nicht den Konventualen anrechnen, die es im Gegenteil gern sehen würden, wenn ein neuer Geist in die Klostermauern einzöge. Die Schuld trügen vielmehr in Werden, wie in den meisten Benediktinerabteien, die Äbte. Diese hätten eine fast unumschränkte Gewalt, Gutes zu tun und wohlthätige Einrichtungen im Innern zu treffen. Sie hätten sich aber bislang jeder Neuerung abhold gezeigt. Solange noch „ein träger Geist des veralteten Monachismus spufe“ und jeder frische Luftzug ferngehalten werde, solange dürfe man nicht erwarten, daß die Benediktinerabteien noch einmal eine Stellung, ähnlich ihrer alten, einnehmen würden, vielmehr stände zu befürchten, daß „der Poltergeist des Zeitalters sie verschlingen werde“. „Gebet acht auf die Zeichen der Zeit, so wird den Äbten und Prälaten zugerufen, söhnt euch mit ihm aus, in dem ihr die gerechten Forderungen desselben befriedigt“<sup>405</sup>!

Man empfand es auch als ein Unrecht gegenüber der Allgemeinheit, daß die Benediktinerabteien, eigentlich nur Versorgungsanstalten des Adels, nichts ihrem großen Reichtum entsprechendes für das gemeine Beste leisteten. In Paderborn forderte man, die Abteien Abdinghofen, Hardehausen, Marienmünster, Dalheim und Bäddeken sollten sich wenigstens mehr um das Studium der Ordensgeistlichen kümmern<sup>406</sup>).

Auch die Bildung der Weltgeistlichen, erklärte man dort, sei nicht ausreichend, die Einrichtung des Priesterseminars verfehlt. Die jungen Geistlichen müßten sich mehr bemühen, im Umgange mit gebildeten Menschen „ihre meistens rohen Sitten abzuschleifen“. Vom Predigen verstünden sie sehr wenig. Das bischöfliche Vikariat solle sich alle zwei Monate Probepredigten einsenden lassen und diese streng prüfen<sup>407</sup>).

Es taue nichts, daß man die Mädchen zu ihrer Ausbildung in Nonnenklöster schicke. Das Erziehungsinstitut der französischen Nonnen zu Paderborn sei garnichts wert. Es diene lediglich dazu, „die Kinder in dem Teil des Aberglaubens und der Dummheit zu erhalten, der den politischen Absichten der Klöster gemäß sei“<sup>408</sup>).

<sup>405</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 673. — Vergl. auch Seigel, Deutsche Geschichte I 183 über die Mainzer Diözesansynode vom 18. Juli 1789.

<sup>406</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1797, Seite 557.

<sup>407</sup>) Ebd. Jahrgang 1798, Seite 206.

<sup>408</sup>) Ebd. Jahrgang 1798, Seite 269.

Entschieden wurden die häufigen Prozessionen und Wallfahrten des Landvolkes verurteilt. „Wahre Andacht und Rechtschaffenheit“ hätten davon keinen Gewinn, dagegen mache „die Niederlichkeit große Fortschritte“. Das sei klar erwiesen „durch häufige Zeugnisse und Klagen frommer und weiser Männer und noch mehr durch unleugbare Beispiele“<sup>409</sup>).

Gänzlich verkehrt sei ferner die Ansicht vieler Eltern, die da meinten, sie versorgten ihre Töchter besser, wenn sie sie in Klöster täten. Das mache dieselben Kosten, wie eine Heiratsaussteuer. Dazu hätten sie dann eine beständige Bettlerin vor der Türe. Das Geld aber, das so ins Kloster ginge, käme dadurch aus dem Verkehr und ginge dem Lande verloren<sup>410</sup>).

Hier tritt eine volkswirtschaftliche Rücksicht hervor, die auch bei den meisten anderen Bestrebungen der Zeit mitspielt. Wie man nach Schule und Volksbildung rief, die dem Volke eben die Befähigung verschaffen sollten, auch wirtschaftlich vorwärts zu kommen, so kam man natürlicherweise nun dazu, andererseits auch alles das zu bekämpfen, was diesen Absichten hindernd sich in den Weg stellte<sup>411</sup>). Daß die Aufspeicherung von Reichtümern in der toten Hand ein solches Moment war, mußte jedem einleuchten. Angriffe auf mönchische Institutionen bedeuten also durchaus nicht Feindschaft gegen die Religion. Im Gegenteile, man war in seiner Art sehr religiös. Freilich trug die Frömmigkeit jener Zeit nicht das Gewand strenger Kirchlichkeit. Diese mußte unter dem Einflusse des Ideals der Toleranz verblaffen.

## 6. Kapitel.

### Die öffentliche Meinung über die Erfordernisse des wirtschaftlichen Lebens.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte im deutschen Volke nicht nur neues Leben auf geistigem Gebiete, sondern führte auch einen allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung herbei. Zunächst kam in die Landwirtschaft ein frischer Zug. Bis zum Siebenjährigen Kriege noch war sie, besonders im nördlichen Deutschland, recht vernachlässigt worden.

<sup>409</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1797, Seite 546.

<sup>410</sup>) Ebd. Jahrgang 1797, Seite 535 ff.

<sup>411</sup>) Beispielsweise sah auch Kaiser Josef I. „die päpstlichen Dispensationen wie eine ausländische Ware an, und wollte dafür kein Geld aus dem Lande gehen lassen.“ Ranke, Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. III 202. — Auch im Bistum Münster bekämpfte der Freiherr von Kerferink-Borg die Toleranz aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Siehe Denkschrift. 3t. LXIX 418.

Vielfach herrschte noch die alte Dreifelderwirtschaft<sup>412</sup>). Große Gebiete, die Gemeinheiten, sahen wir, lagen völlig brach. Die Fürsten, meist Anhänger des Merkantilismus, beförderten in erster Linie Industrie und Handel, während die Landwirtschaft die Fürsorge, die sie verdient hätte, vermissen mußte<sup>413</sup>). Das wurde nun anders. Die merkantilistische Lehre wurde bekämpft und verdrängt durch die Physiokraten. Es entwickelte sich jetzt eine Landwirtschaftswissenschaft, deren Ergebnisse sich die Publizität bemächtigte, die sie dann popularisierte.

Kein Wunder, daß auch die westfälischen Blätter sich stark mit diesem Gebiet beschäftigten. War doch Westfalen immer noch im wesentlichen ein Ackerbau treibendes Land, wo selbst in den größeren Städten Landwirtschaft ein Nebenerwerb, in vielen kleineren Landstädtchen sogar die Hauptbeschäftigung der Bürger war. Denn das Bürgertum war doch der Träger der öffentlichen Meinung, von diesem und für dieses wurde geschrieben, unter den Bauern wurde wohl nur ausnahmsweise irgend eine Zeitschrift regelmäßig gelesen. Das in Münster erscheinende Gemeinnützige Wochenblatt brachte unter seinen Artikeln, die sich meist auf wirtschaftliche Dinge bezogen, auch eine Reihe von landwirtschaftlichen Aufsätzen. Da ist ein Bericht<sup>414</sup>) über die „erste Ankunft und Anpflanzung der Erdmandeln in Münster“, eine Aufforderung zum Anbau des Lerchenbaumes und gleichzeitig eine Anleitung zu seiner „zweckmäßigen Erziehung und Anpflanzung“, weiter eine Anweisung über den Anbau und die Benutzung der Kunkelrübe, über das Pflanzen und Kopulieren des Obstes. Man berichtete über „die Entstehung der verschiedenen Krankheiten, denen unsere Schafe im vorigen Jahre unterworfen gewesen sind“, oder es wurde ein „versuchtes und richtig befundenes Mittel“ empfohlen, um „Pferde und anderes Zugvieh sparsam zu erhalten“<sup>415</sup>). Im Westfälischen Anzeiger erfolgte z. B. die Anfrage, ob jemand schon mit dem neuen englischen Pfluge, der in den ökonomischen Heften vom Januar 1797 abgebildet sei, Proben gemacht habe, und wie „verständige Landwirte“ über diesen Pflug urteilten<sup>416</sup>). Weiter erging eine Aufforderung, den „sehr beliebten, englischen Käse“ nachzumachen. Dies werde für den Landmann ein recht ergiebiges Geschäft werden. „Seine Milch und Mühe würden sich so sehr gut verzinsen.“ Außerdem bliebe dann das viele Geld im Lande, das jetzt hierfür nach England gehe<sup>417</sup>).

<sup>412</sup>) Biedermann, Deutschlands politische, materielle und soziale Zustände im 18. Jahrhundert 258 ff. — Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte Seite 822 ff.

<sup>413</sup>) Das gilt selbst für Friedrich den Großen. Philippson a. a. O. I 19 ff.

<sup>414</sup>) Münsterisches Gemeinnütziges Wochenblatt 1801.

<sup>415</sup>) Münsterisches Gemeinnütziges Wochenblatt 1801. I, II, III, und VIII. Stück.

<sup>416</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 153 ff.

<sup>417</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1798, Seite 133.

Es ist ein Punkt, über den die Nationalökonomten immer wieder Klage erhoben, daß durch den starken Verbrauch von Kolonialwaren, vor allem von Kaffee und Zucker, das bare Geld ins Ausland, in erster Linie nach England abfließe, was schließlich zu allgemeiner Verarmung führen müsse. Ueberall höre man die Klage über schlechte Zeiten, lesen wir im Anzeiger; niemand könne sich entsinnen, daß jemals in Westfalen ein derartiger Geldmangel gewesen sei. Die Ursachen lägen offen zu Tage. Der Luxus in Nahrungsmitteln und Kleidung sei „bis zum Uebermaß“ gestiegen und vor allem, das bare Geld gehe nach England und man erhalte keines zurück<sup>418</sup>). „Als wir die ausländischen Produkte, so heißt es, vornehmlich Kaffee und Zucker, diese Mörder unseres Wohlstandes in jeziger Zeit, insbesondere von Holland erhielten, gaben wir diesem unsere Produkte, unser Korn, unser Fleisch, z. T. unsere Leinwand zurück und standen auf diese Art im Tausch und in einem näheren Verhältnis der Ein- und Ausfuhr. England aber bedarf unserer Produkte nicht, es liefert, ohne zu nehmen. Unser bares Geld geht ohne Wiederkehr dahin, unsere Gegend, sowie ganz Deutschland wird entblößet, es verarmt und täglich wird es schlimmer werden, wenn nicht der Patriotismus der Deutschen erwachet, wenn nicht der Anblick des nahen Verderbens vor dem Abgrunde uns zurückschreckt.“ Was tranken wir denn, ehe wir den Kaffee kannten? Wir haben doch Milchspeisen, Bier-suppen, Grüße, ferner einheimische Kräuter und Blüten genug, die sich als Tee angenehm trinken, allenfalls haben wir auch Tee, zwar auch ein Produkt des Auslands, aber doch bedeutend wohlfeiler als Kaffee. Den Zucker kann man überhaupt bei Speisen wie Getränken recht gut entbehren. Außerdem bietet aber Deutschland genug einheimische Verfüßungsmittel, Honig, Obstkraut und dergleichen. „Ja, wir wollen das Joch abschütteln, womit England uns drückt, wir wollen uns nicht länger durch unsere Zinsbarkeit zu Sklaven einer Nation machen, welche unsere törichte Sinnlichkeit behohnlächelt, uns aufs Blut aussaugt und als selbstzufriedene Tyrannin uns in die bitterste Not und Armut versinken sehen wird“<sup>419</sup>).

Von einem Paderborner vernehmen wir die Klage, Unmäßigkeit und Schwelgerei verursachten die zunehmende Armut in seiner Vaterstadt. Die Schwelgerei sei bis zu einem solchen Grade angewachsen, daß „bei verschiedenen der niedrigsten Klasse das gewöhnliche Frühstück Kaffee mit Milch und dabei auch noch Zwieback oder doch Brot mit Butter“ sei. „Daher so viele Auftritte des Jammers, sagte er, die uns alle Tage vor Augen kommen“<sup>420</sup>).

Hatten die eben Genannten den Gebrauch des Kaffees aus wirtschaftlichen Gründen bekämpft, so sahen andere die Frage mit den Augen

<sup>418</sup>) Vergl. auch Baston II 239 ff. — Kerkerint-Borg W. Ztsch. LXIX 449.

<sup>419</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 695 ff.

<sup>420</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1798, Seite 253.

des Arztes an. Sie fanden, daß der Kaffee die Gesundheit schwer schädige. In Borhecks Bibliothek beschrieb ein Ravensberger Arzt, Dr. Osthoff, die Grafschaft Bentheim. Er schilderte die Lebensart der Bewohner und klagte: „Gott weiß, daß das leidige Kaffee- und Teetrinken hier so eingerissen sein kann . . . . Und doch sind diese Getränke ein so schleichendes Gift“<sup>421</sup>).

Immer wieder wurde die Notwendigkeit betont, sich möglichst in allem auf eigene Füße zu stellen. Der Bürgermeister Möller von Hamm machte durch eine Anzeige bekannt, daß der Apotheker Uhlendorf in Hamm seine Stärkefabrik erweitert habe und durch ein verändertes Gährungsverfahren es erzielt habe, daß seine Stärke und Puder den holländischen Produkten gleiche. Während nun bislang eine ansehnliche Summe Geldes für diese Artikel aus der Grafschaft Mark und der Nachbarschaft nach Holland und Halle gegangen sei, so könne man jetzt das gleiche billiger und wohlfeiler zu Hause erhalten<sup>422</sup>).

Da der Genuß des Kaffees sich schon zu sehr eingebürgert hatte, als daß man im Ernste noch daran hätte denken können, ihn noch einmal durch Milch oder andere Getränke zu ersetzen, bemühte man sich um die Herstellung kaffeeähnlicher Surrogate. Ein solches wird z. B. von Dr. Kortum einmal angezeigt<sup>423</sup>).

Indessen alle Ermahnungen und Bemühungen fruchteten offenbar sehr wenig. Gegenüber der Tatsache, daß durch die zunehmende Einfuhr von Kolonialwaren und ausländischen Industrieerzeugnissen jährlich immer größere Summen aus dem Lande gingen, blieb nichts übrig, als auch den eigenen Export möglichst zu steigern, indem man die Leistungsfähigkeit der heimischen Industriezweige immer vergrößerte. In Verbindung damit mußte notwendig auch die Landwirtschaft auf eine höhere Stufe gehoben werden, einmal um die anwachsende Arbeiterbevölkerung des Industriegebiets zu ernähren, ferner womöglich selbst noch Getreide ausführen zu können. Man suchte deshalb einmal durch neue Methoden, z. B. künstliche Düngung, den Ackerbau leistungsfähiger zu machen und die alte Drei- oder Bierfelderwirtschaft, wo sie bestand, zu beseitigen, dann ging man dazu über, nach Teilung der Gemeinheiten die noch zahlreiche vorhandenen ausgedehnten Oedländereien zu kultivieren. —

Die Publizität bemühte sich, das Ihrige zu tun, um dem Volke die Notwendigkeit und den Nutzen solcher Reformen klar zu machen. Im Westfälischen Anzeiger wurde eine Reihe fortlaufender Artikel über die „vaterländische Landwirtschaft“ angekündigt. Man will nicht „Vorschläge und Wünsche“ vorbringen, „wie dieses oder jenes sein könnte,

<sup>421</sup>) Borhecks „Bibliothek für die Geschichte, Erd-, Staats- und Gewerkskunde des niederrheinischen Deutschlands. Köln und Paderborn 1801. I 5.

<sup>422</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 382.

<sup>423</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 981.

und wobei man doch auf dem alten Fleck stehen bleibt, sondern wirkliche Tatsachen, wie es hie und da bei denkenden und tätigen Landwirten wirklich ist, und wo also der Wert und die Möglichkeit der Nachahmung und Ausführung erwiesen ist". Zunächst will der Verfasser den Feldbau beschreiben und hierzu drei Beispiele anführen, je eines aus dem „sterilen Süderland“, dem Hellweg und aus einem Gebiet, das zwischen diesen beiden Extremen der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit die Mitte hält. Danach sollen „Obstbaumzucht und andere Teile der Oekonomie“ an die Reihe kommen<sup>424)</sup>.

Während im westlichen Westfalen, in der Mark, dem Münsterlande, dem angrenzenden Kleveschen, die Landwirtschaft sehr fortgeschritten war, so stand sie im Osten, in Minden und Ravensberg, nicht ganz auf der gleichen Höhe. Wenn in der Mark und einigen Nachbargebieten, so wird uns berichtet, der Landmann im Stande sei, seine Felder allein und mit zwei Pferden zu pflügen, wären dort vier Pferde und zwei Personen dazu nötig, einen Pflug in Bewegung zu bringen. Schuld daran sei einzig die unbrauchbare Form des Pfluges, von dem aber der Bauer nicht lassen wolle, da er ihn vom Vater und Großvater her ererbt habe. Ein Beobachter erzählt darüber: „Mit Bedauern habe ich oft so einen widersinnigen Pflug gesehen und dem Bauer zugeredet, sich einen märkischen Pflug kommen zu lassen, allein er lachte über meine gute Absicht und gab zur Antwort: „Ja schall u seggen, da hevet de Herren kein Verstand van.“ Der Erzähler gibt dann eine Beschreibung des märkischen und ravensbergischen Pfluges und spricht den Wunsch aus, daß „die Obrigkeiten“ die Initiative ergreifen und auf die Abschaffung der unpraktischen Pflüge dringen möchten. Auch die Bauart der Häuser auf dem Lande findet er „elend und unpraktisch“, überhaupt die ganze Lebenshaltung schlechter als in der Mark. Die Speisen würden äußerst schlecht zubereitet, Milchspeisen seien die gewöhnlichsten, Gemüse zu kochen verstehe man nicht. Ein Markaner werde bei dieser Kost fränklich und mager. Demgegenüber wird jedoch gerühmt, daß Männer sowohl wie Frauen außerordentliche „Fertigkeit im Spinnen und Weben“ haben. „Die Leinwandmanufaktur, sagte er, ist der Hauptnahrungszweig, und der Ackerbau wird nicht so sehr geachtet. Die Spinnräder sind subtiler als hier (in der Mark).“ Der Verfasser macht schließlich den Vorschlag, die Behörden möchten eine Verordnung erlassen, nach der jeder Bauernsohn wenigstens zwei Jahre in der Grafschaft Mark dienen müßte, um den Ackerbau und besonders das Pflügen ordentlich zu erlernen. Umgekehrt sollten dann wieder nun die Töchter der Mark zwei Jahre in Ravensberg Spinnen und Weben lernen, wobei

<sup>424)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 81: „Praktische Landwirtschaft. Vorläufige Nachricht.“

sie gleichzeitig den Ravensbergern das Kochen nach märkischer Art beibringen könnten<sup>425</sup>).

Die traurige Lage der Paderborner Bauern ist oben geschildert worden. Dabei war hier von Gewerbe und Industrie kaum die Rede, die Landwirtschaft sozusagen der einzige Erwerbszweig<sup>426</sup>). Wenn die Regierung es auch an Fürsorge fehlen ließ, so kam doch von anderer Seite manche Anregung zu Verbesserungen. Das Magazin für Westfalen brachte den Aufsatz eines „Landeskundigen“: „Von den beträchtlichen Mängeln und Gebrechen im Bistum Paderborn.“ Hierin wird vor allem eine rationellere Viehzucht gefordert. Es werden Vorschläge gemacht für eine Verbesserung und Vergrößerung der Schafzucht, denn bisher sei nur die Schweinezucht mit Erfolg betrieben worden. Der Verfasser weist ferner darauf hin, daß ausgezeichnete Oedländereien, die größtenteils noch aus dem dreißigjährigen Kriege herrührten, noch immer der Urbarmachung harrten. Das System der Brachfelder solle man endlich aufgeben und die künstliche Düngung einführen<sup>427</sup>). Nirgends machten sich auch die schlimmen Folgen bäuerlicher Unfreiheit so stark geltend, wie in Paderborn. „Das Leibeigenschaftsrecht, wird erklärt, welches in vielen Ländern des westfälischen Kreises eingeführt ist, und die hier immer noch beibehaltenen Naturalfrohdienste sind ebenfalls zwei der größten Ursachen mit, welche den Ruin des Landmannes nach sich ziehen“<sup>428</sup>). Der Verfasser wendet sich auch scharf gegen die Praxis der Behörden, die dem Bauern sein Vieh wegnahmen, um rückständige Steuerbeträge einzutreiben. „Die Rentkammern, sagt er, scheinen überhaupt nur darauf zu arbeiten, den Untertanen noch den letzten Blutstropfen auszupressen, den ihnen ihre und ihrer Vorfahren Andacht nebst der klösterlichen Geistlichkeit gelassen hat“<sup>429</sup>).

Südlich der unteren Lippe, zwischen der Grafschaft Mark, dem Münsterlande und Kleve lag die kleine kurkölnische Grafschaft Redlinghausen. Auch hier waren noch die gemeinen Marken in großer Ausdehnung vorhanden. Die beiden letzten Kurfürsten hatten hier so wenig wie im Herzogtum Westfalen die Teilung dieser Ländereien unter die Marktgenossen zu Stande gebracht, obgleich der fruchtbare Boden der Grafschaft den Anbau besonders gelohnt hätte. Daß es im Lande aber nicht an einsichtigen Leuten fehlte, zeigt ein Artikel des Westfälischen Anzeiger. Der Verfasser war mit den Physiokraten der Ansicht, daß es im allgemeinen für die Menschheit und insbesondere für die Nachkommen nichts ersprißlicheres gebe, als die Kultur des Bodens auf eine immer

<sup>425</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1799, Seite 893 ff: „Ueber Ackerbau und Gewerbe im östlichen Westfalen“ Unterzeichnet H. W.

<sup>426</sup>) Siehe oben Seite 13.

<sup>427</sup>) Magazin für Westfalen, Jahrgang 1797, Seite 552 ff.

<sup>428</sup>) Ebd. 542.

<sup>429</sup>) a. a. D. 552.

höhere Stufe zu heben. So werde der Wohlstand vermehrt, durch die angestrenzte Tätigkeit würden die Sitten verbessert, die Natur verschönert, das Klima gemildert, die Gesundheit des Volkes günstig beeinflusst. Er beklagte es aus diesem Grunde, daß die Gegenden bei Recklinghausen und Dorsten noch immer die großen Oedländereien aufwiesen. „Mit vieler Mühe, schrieb er, zieht der Sauerländer seinen Haber zwischen schroffen Steinen, und dort liegt gutes Land in Schutt ohne Kultur und bringt nichts wie Torf und oft garnichts hervor.“ „Sollte die Landesregierung nicht alles tun, den Bauer aufzumuntern, seine ungeheuren Wüsteneien zu bepflanzen? Und ist es nicht Wohlstand der Fürsten, wenn der Landmann begütert ist?“ Freilich dürfe man es nicht so machen, daß man den Bauer, der Neuland kultivieren wolle, dafür noch „15 Stüber Steuern“ mehr zahlen lasse. Wenn er für die Arbeit, die er bei der Urbarmachung sich mache, noch obendrein zahlen müsse, so werde er sie wohl lieber unterlassen. Denn er sei schon genug belastet. „Bemittelte Bürger und Kapitalisten“ im kölnischen sollten sich doch Kolonien auf den Heiden anlegen und „dahin wirken, daß mehr Leben und Tätigkeitstrieb unter ihren Mitbürgern erwachen möchten.“ Es werde gut sein, wenn die Regierungen durch zwei forstkundige Oekonomen das Land bereisen lasse, die dem Bauern Anleitung geben könnten. Es kommt zu dem Schluß: „Der Handel und die Fabriken werden das Glück der kölnischen und münsterländischen Bewohner nicht so sehr vermehren, als der Ackerbau. Möchte in diesem Stück also nur Tätigkeit herrschen, möchten selbst Pflastertreter und Neuigkeitsfrämer Hand ans Werk legen, bauen, pflanzen und arbeiten, so werden gesunde und bemittelte Nachkommen mit herzlicher Freude sie segnen und ihnen danken“<sup>430</sup>).

Indessen trotz der gegen früher weit intensiveren Ausnutzung des Bodens in dem größten Teile Westfalens war das Land doch häufig nicht im Stande, seine anwachsende Bevölkerung zu ernähren. Das galt vor allem für den Industriebezirk der Grafschaft Mark. Hier stiegen in schlechten Erntejahren die Kornpreise ganz ungeheuer und dieses Ereignis trat „leider nur zu oft und anhaltend“ ein<sup>431</sup>). Das übliche Mittel der Getreidesperre hatte sich längst als verfehlt erwiesen. Denn wenn Preußen die Grenzen schloß, so taten die Nachbargebiete dasselbe. Die Folge war ein allgemeiner Schleichhandel, der bei der Beschaffenheit der Grenzen garnicht zu verhindern war. Dadurch wurden aber erst recht die Preise in die Höhe getrieben, so daß oft fast eine künstliche Teuerung erzeugt wurde<sup>432</sup>). Da warf im Jahre 1805 der Westfälische Anzeiger die Frage auf<sup>433</sup>), ob nicht „eine völlige und unbedingte Freiheit des

<sup>430</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1800, Seite 310 ff.

<sup>431</sup>) Worte Hoffbauers aus seiner unten angeführten Schrift. S. Seite 19 ff.

<sup>432</sup>) St. U. M. Märkische Landtags-Akten Nr. 363.

<sup>433</sup>) Jahrgang 1805 Nr. 36.

Getreidehandels“ vielleicht das beste für die Grafschaft Mark sein würde. Eine Reihe von Aufsätzen<sup>434</sup>), die an die märkischen Stände gingen, äußerten sich in bejahendem Sinne, oder doch nur mit gewissen Einschränkungen. Der Lippstadter Kaufmann und Dekonom Hoffbauer erklärte in seiner Schrift zunächst, daß die Regierung schlechterdings die Pflicht habe, „für die Unvermögenden . . . zu sorgen, daß sie nicht allein das nötigste und unentbehrlichste Lebensmittel haben können, sondern dieses stets gegen einen billigen und erschwinglichen Preis.“ Zu der Klasse dieser Leute, die sich aus Mangel an Mitteln nicht rechtzeitig, wenn das Korn noch billig ist, versorgen können, zählte Hoffbauer „den Tagelöhner, den Handwerker, den kleinen Fabrikanten, den Untergerichtsoffizianten, den Schullehrer und Kirchendiener bis zum Prediger hinauf.“

Die gleiche Verpflichtung habe aber andererseits der Staat auch gegenüber dem Ackersmann, dessen „Bedürfnisse größer als ehemals“ seien, und der deshalb „seine der Erde mühsam abgewonnenen Produkte möglichst hoch anbringen“ müsse. Denn er brauche Kräfte, d. h. Kapital, zu „Verbesserungen und zur „Kultivierung noch unurbaren Landes“.

Wie war nun beides zu vereinigen? Hoffbauer lehnt die Anlage großer Magazine ab, denn das verursache zwiefach große Kosten, einmal durch das Zusammenfahren des Kornes nach den Magazinen, dann wieder durch das Verschicken nach den notleidenden Orten.

Er macht dagegen folgenden Vorschlag. Man soll die Masse des eingefahrenen Kornes an jedem Orte gegenüberstellen der Gesamtmasse, dessen, was zur Versorgung der Ärmern notwendig ist. Jeder muß dann einen entsprechenden Anteil an dieser auf seinem Speicher liegen lassen, die der ärmeren Bevölkerung zu Mittelpreisen zur Verfügung stehen soll. Mit allem übrigen ist der freie Handel gestattet.

Noch entschiedener trat eine andere Schrift für die Interessen der Landwirtschaft ein. Nach dem Naturrechte, heißt es darin, sei es „unbillig, eine Getreidesperre zu verfügen, denn warum solle der Landmann nicht sowohl, wie das übrige handelnde Publikum, berechtigt sein, seinen sauren Erwerb dahin zu verkaufen, wo er dafür das meiste Geld bekomme?“ Wer entschädige denn den Landmann, wenn die Ernte mißrate, die Pferde stürben, das Vieh einginge? Im übrigen bewegt sich die Schrift in der gleichen Richtung wie Hoffbauers Aufsatz.

Den meisten Beifall fand der Aufsatz des bergischen Oberweginspektors Wesermann<sup>435</sup>). Die Landstände sprachen sich dafür aus, daß diese Schrift gedruckt werde. Auch Wesermann erklärte eine Getreidesperre für die allerverkehrteste Maßregel. Er fragt: „Wie kann die kleine Grafschaft Mark sich gegen das große Kornland des Rheintals

<sup>434</sup>) St. A. M. Märkische Landtags-Akten Nr. 363.

<sup>435</sup>) v. Hövel, von der Reck, Syberg erklärten ihn als den vorzüglichsten. Auch Hoffbauer fand Anerkennung.

sperrern?“ Er schildert die Vorgänge bei der letzten Kornsperrre. Damals hatte ein Kölner Haus Getreide in solcher Masse aufgestapelt, daß man ein Heer von 40 000 Mann ein Jahr damit hätte unterhalten können. Man setzte nun den Preis des Kornes niedriger als auf den märkischen Kornmärkten, und die Folge davon war, daß die Sauerländer all ihr Geld ins „Ausland“ brachten. Das taten besonders die Orte Schwelm, Halver und Lüdenscheid. Die märkischen Gutsbesitzer dagegen mußten nun ihr Korn aufspeichern, da sie es nicht verkaufen konnten. Dadurch aufmerksam gemacht, schickten dann die Pfälzer massenhaft Getreideschiffe den Rhein hinunter. „Der Montaner“, sagt Wesermann, finde es lächerlich, wenn der Märker sein Land nach der Rheinseite hin sperre. Es sei auch nicht zu befürchten, daß das Darmstädter Herzogtum Westfalen oder das Siegerland das märkische Korn an sich zögen. Diese Gebiete würden viel leichter aus der reichen Wetterauer versorgt, zumal Hessen deswegen eine Chaussee nach Arnsberg gebaut habe. „Handlungsfreiheit, so schließt er, ist die Quelle des Glückes der Staaten.“

Die Freihandelsidee, von den Franzosen Quesnay und vor allem Gournay<sup>436)</sup> zuerst ergriffen, von Adam Smith, sonst einem Gegner der Physiokraten, aufgenommen, im preußischen Staate von den Ostpreußen Kraus und Theodor von Schön mit Lebhaftigkeit verfochten<sup>437)</sup>, hatte also auch in Westfalen ihre Anhänger. Die meisten freilich faßten die neueren volkswirtschaftlichen Gedanken noch nicht in ihrem vollen Umfange. So ist Hoffbauer im Herzen offenbar auch für den freien Handel, denn dieser sei das gute Recht der Landwirte, glaubt aber im Interesse der übrigen Bevölkerung ihm doch Beschränkungen auferlegen zu müssen. Es geht ihm da ähnlich, wie jenen französischen Revolutionsmännern, die zwar die alten Beschränkungen der Landwirtschaft und des Handels beseitigten, die aber durch den Zwang der Verhältnisse, die Notwendigkeit, die Bevölkerungen der Großstädte zu ernähren, die kaum erreichte Freiheit wieder aufs ärgste verletzten.

Auch das alte Merkantilsystem hatte noch viele Freunde. Fast zwei Jahrhunderte hindurch von allen Kulturstaaten befolgt, haften seine Lehren naturgemäß mit großer Zähigkeit in den Köpfen. Und wer könnte leugnen, daß sie in vieler Beziehung immer noch berechtigt waren, daß das Nationalvermögen der Deutschen nicht durch die großen Summen, die für Kolonialwaren nach England gingen, schwer geschädigt worden sei? Die meisten dieser westfälischen Nationalökonomten waren gewissermaßen Eklektiker, denn sie waren vor allem Männer der Praxis. Bei aller Begeisterung für das Neue, behielten sie doch auch

<sup>436)</sup> Ueber Quesnay und Gournay vergl. Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts II 254 ff.

<sup>437)</sup> E. v. Meier, Französische Einflüsse II 171 ff.

von dem Alten unbedenklich das bei, was ihnen noch immer zu den Verhältnissen ihres Heimatlandes zu passen schien.

Daß die Industrie von der Publizistik bei weitem nicht in dem Maße berücksichtigt wurde, wie die Landwirtschaft, wird kaum auf das Vorwiegen physiookratischer Ideen zurückzuführen sein. Der Grund lag ganz einfach darin, daß es doch nur ein kleiner, eng begrenzter Landstrich war, wo jene in damaliger Zeit ihren Sitz hatte, das märkische Ruhrtal und das Sauerland. Auch Minden=Ravensberg kam in Betracht. Die große Zeitung, auf die es uns hier wesentlich ankommt, der Westfälische Anzeiger, war aber, ebenso wie die Magazine Weddigens und Mallinkrodt's, für ganz Westfalen bestimmt, sie konnten also die Interessen der Industrie nur nach Verhältnis beachten.

Was das Westfälische Magazin enthält, sind im wesentlichen die folgenden Aufsätze: „Von dem Fabrikzustand in dem Fürstentum Minden im Jahre 1783, (Heft I 1); Von den Manufakturen und Fabriken zu Goch (III 27); Nachrichten von dem Fabrikzustand der Grafschaft Ravensberg (IV 95); Debit der Leinwandfabrik in der Grafschaft Tecklenburg (XV 142); Fabrikenzustand des Herzogtums Kleve im Jahre 1785 (Neues Westfälisches Magazin VII 257); Nachrichten von dem Fabrikzustand des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg (N. W. Mag. IV 355, 360). Mallinkrodt's „Magazin für Westfalen“ berichtete dann über die Geschichte der Dsemund und Drahtfabrik, (Jahrgang 1798 I 2); es brachte „Vorschläge zur Verbesserung der Steinkohlen und des Torfes“ (1798 IV 4). Der Westfälische Anzeiger<sup>438)</sup> behandelte z. B. die Frage, welches die Ursachen seien, daß die Steiermärkischen Sensen besser wären als die Remscheider. Der Verfasser des Aufsatzes meinte, es liege wohl z. T. daran, daß in Steiermark Holzkohlen, in Berg dagegen märkische Steinkohlen benutzt würden.

Großes Aufsehen erregten in dieser Zeit die neuen englischen Dampfmaschinen. Eben hatte die Königsborner Saline eine solche erhalten, die erste, die Westfalen sah. Den Zylinder der Maschine hatte man noch aus England beziehen müssen, die übrigen Teile waren in Deutschland hergestellt worden<sup>439)</sup>. Wie es scheint, bildete die neue „Feuermaschine“ eine Zeitlang das Tagesgespräch in Westfalen. Die Leute wußten meist nicht recht, wie eigentlich ihre Art und Zweck beschaffen seien. Seltsame Gerüchte liefen umher<sup>440)</sup>. Aber man lebte ja in einem aufgeklärten und fortgeschrittenen Zeitalter, man hatte ja Zeitungen, die über alles genau Bescheid wußten. Man brauchte sich also bloß hinzusetzen und an den Westfälischen Anzeiger zu schreiben, so war man in kurzem über alles aufs beste unterrichtet. So geschah es auch. Bald brachte Mallinkrodt zur Berichtigung der falschen Vor-

<sup>438)</sup> Jahrgang 1800, Seite 1081 ff.

<sup>439)</sup> Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1798, Seite 110 ff.

<sup>440)</sup> Ebd. 43.

stellungen, die sich gebildet hatten, genauere Mitteilungen über die Zusammensetzung und Bestimmung der neuen Dampfmaschine<sup>441</sup>). Die Westfalen waren nicht wenig stolz auf ihren Besitz, zumal da sonst Dampfmaschinen noch sehr selten in Deutschland seien. Es gebe aber keine Erfindung, die dem menschlichen Geiste „mehr Ehre mache als die Dampfmaschine.“ „Ich sah sie auf einer kleinen Reise und freute mich ihres großen, kraftvollen Ganges.“ So schrieb ein Leser dem Westfälischen Anzeiger im Jahre 1800<sup>442</sup>).

Die Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts hat im Laufe der Zeiten mannigfache Beurteilung erfahren. Hochgepriesen von ihren Anhängern wurde sie von ihren Gegnern um so ärger herabgesetzt. Später hat man ihr dann zahlreiche Sünden vorgehalten, die Verflachung des religiösen Geistes durch den Rationalismus<sup>443</sup>), die Platttheit ihrer Moral, die Hervordrängung des nackten Nützlichkeitsprinzips in allen Dingen, — wie wir denn sahen, daß diese Aufklärer die religiöse Erbauung, die Erhebung der Seele nach den Sorgen des Alltags zu Gott für unnütz betrachteten, und es lieber gesehen hätten, wenn die Pfarrer des Sonntags die Regeln einer vernünftigen Hauswirtschaft von der Kanzel herab eingeschärft hätten, die Verständnislosigkeit, mit der die eifrigsten Apostel der Aufklärung den wahrhaft Großen der Zeit gegenübertraten, die Selbstgefälligkeit, mit der sie ihr eigenes Tun betrachteten. Gewiß ist das alles richtig. Allein bei alledem darf man doch nicht die gewaltige Bedeutung jener Bewegung für den menschlichen Fortschritt im Ganzen verkennen. Indem die Aufklärer die Gedanken der großen englischen und französischen Denker des 17. und 18. Jahrhunderts popularisierten, sie den breiten Massen, soweit diese überhaupt schon einige Bildung besaßen, mundgerecht machten, indem sie die Lehren der Toleranz immer wieder einprägten, die Forderung, Aufklärung zu verbreiten, immer wieder erhoben, indem sie nach Schulen riefen, Aberglauben lächerlich machten, indem sie es unablässig predigten, daß die Vernunft und nur die Vernunft in allen Dingen die Entscheidung geben müsse, daß es keine übernatürlichen Kräfte gebe, daß aller Hexen- und Geisterglaube ein lächerlicher Wahn sei, wurden sie die Wohltäter einer Zeit, in der jene uralten Vorstellungen den breiten Schichten des niederen Volkes noch gewissermaßen im Blute steckten<sup>444</sup>).

Die heutige Generation steht in hundert Beziehungen auf den Schultern der Aufklärung. Wenn heute bürgerliche und religiöse Freiheit, das Recht zu Denken und zu Forschen als etwas selbstverständliches erscheinen, wenn für jede Art des öffentlichen Unterrichts, von der Volks-

<sup>441</sup>) Westfälischer Anzeiger, Jahrgang 1798, Seite 110 ff.

<sup>442</sup>) Seite 1249 ff.

<sup>443</sup>) Hettner III, II 163 ff., 183 ff.

<sup>444</sup>) Hattner II 557, III, II 185. — Vergl. auch die Würdigung Friedrich Nikolais bei Salomon, Geschichte des Deutschen Zeitungswesens I 189/90.

schule bis hinauf zur Universität Aufwendungen gemacht werden, wie nie zuvor, so verdanken wir das jenen Aufklärern, die den Kampf um diese Ideale begonnen und unermüdlich durchgefochten haben.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel der Geschichte, wie nun in derjenigen Nation, die die Ideen der Aufklärung am lebhaftesten ergriffen hatte, die soeben noch völlig in weltbürgerlichen und philanthropischen Gedanken befangen war, im Gefolge einer inneren Umwälzung und eines auswärtigen Krieges ein Ausbruch des Nationalgefühls eintrat, wie er in gleicher Stärke noch nie zuvor erschienen war, der die Menschheit aus den kosmopolitischen Träumen herausriß, dessen Nachwirkungen zwei Jahrzehnte später auch in Deutschland das nationale Bewußtsein erweckten, sodaß im schärfsten Gegensatz zu dem weltbürgerlichen 18. das 19. Jahrhundert die Losung, Freiheit und Einheit der Nationen, ausgab. Das große Ereignis, das diesen Umschwung herbeiführte, war die französische Revolution. Sehen wir zu, wie die politische Gesinnung der Deutschen vor Eintritt der Revolution beschaffen war, wie diese dann gewirkt hat!



**Berichtigung:** Im XXVII. Jahrbuch Seite 11 muß es unter „Holzrichter-  
amt uff Stypeler Markt“ nicht Johan Imder Nylind, sondern Johan D u d e r  
Nylind heißen.

schule bis hinauf  
nie zuvor, so ver  
diese Ideale bego

Es ist ein  
derjenigen Nation  
griffen hatte, die  
thropischen Gedar  
wälzung und eine  
gefühls eintrat, w  
der die Menschheit  
Nachwirkungen zu  
Bewußtsein erwed  
lichen 18. das 19  
Nationen, ausgab.  
führte, war die fro  
Gefinnung der D  
wie diese dann get

Berichtigung:  
ambt uff Stypeler  
Nylind heißen.

werden, wie  
en Kampf um  
aben.

wie nun in  
ebhaftesten er=  
und philan=  
inneren Um=  
des National=  
rschienen war,  
ausriß, dessen  
das nationale  
n weltbürger=  
d Einheit der  
omung herbei=  
e die politische  
eschaffen war,

er „Holzrichter=  
Johan Du c k e r

